Dienstag, 23. Januar.

Der Westfälische Merkur erscheint täglich zweimal, am Tage nach Sonn- und Feiertagen einmal.
Beilagen: Illustrierte Unterhaltungs-Beilage (wöchentlich), Verlosungsliste von Wertpapieren (3 mal monatlich).
Redaktion: Lütkegasse 1—3. Sprechstunden 10—11 Uhr vorm.
Geschäftsstelle: Königstr. 59. Geöffnet 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends.
Verlag u. Rotationsdruck der Westfälischen Vereinsdruckerei.
Probenummern: Achttägiger Probeversand des Westfälischen Merkur gratis und franko. Bestellungen mit deutlicher Adressenangabe wolle man richten an die Geschäftsstelle, Königstraße 59.
Telegramm-Adresse: Merkur, Münsterwestf.
Fernsp. Redaktion Nr. 203, Geschäftsstelle Nr. 112.

Westfälischer Merkur.

Gegründet 1822. Zweite Morgen-Ausgabe. 91. Jahrgang.
(Sonder-Nummer.)

1912. — Nr. 39.

Bezugspreise:
Vierteljährlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 3,00; auswärts bei allen deutschen Postämtern ℳ 3,50.
Zweimonatlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 2,00; auswärts durch die Post (jedoch nur für die beiden letzten Monate eines Quartals) ℳ 2,34.
Einmonatlich: In Münster ℳ 1,00; auswärts durch die Post (für jeden einzelnen Monat des Quartals zulässig) ℳ 1,17.
Einzelnummer: Zu haben in der Geschäftsstelle, an den Bahnhöfen 2c. à Exemplar 10 Pfg.

Anzeigenpreise:
Für die Petitzeile oder deren Raum 20 ₰, Reklamezeile 75 ₰. Anzeigen-Annahme: In Münster Königstraße 59, sowie sämtliche Annoncen-Bureaus des In- und Auslandes.

Stichwahl-Ergebnisse.

Berlin, 22. Jan. (Telegramm.) Von den heutigen Stichwahlen waren bis 11 Uhr 65 Resultate bekannt: Gewählt sind 17 Fortschrittliche Volkspartei, 22 Sozialdemokraten, 10 Nationalliberale, 4 Konservative, 1 Reichspartei, 2 Wirtschaftliche Vereinigung, 1 Deutsche Reformpartei, 2 Polen, 2 Zentrum, 2 Welfen, 1 Bayerischer Liberaler, 1 Bauernbund.

Trimborn (Zentrum) und Rösicke (konservativ) sind unterlegen. Träger, Gothein, Kaempf, Hausmann und Payer (Fortschrittliche Volkspartei) sind gewählt.

Gesamtresultat.

Berlin, 23. Jan. (Tel.) Bis Mitternacht waren von 80 Stichwahlen sämtliche Resultate bekannt. Gewählt sind 27 Sozialdemokraten, 18 Fortschrittler, 13 Nationalliberale, 5 Konservative, 3 Wirtsch. Vereinigung, 3 Zentrum, 3 Welfen, 2 Polen, 1 Reichspartei, 1 Deutsche Reformpartei, 2 Bayerischer Bauernbund, 1 Bayerischer Liberaler und 1 Lothringer. Die Sozialdemokraten gewinnen 26 und verlieren 2 Sitze. Die Fortschrittler gewinnen 5 und verlieren 5, die Nationalliberalen gewinnen 7 und verlieren 8. Die Konservativen gewinnen 1 und verlieren 5. Das Zentrum gewinnt 2 und verliert 2. Die Polen verlieren 1, die Reichspartei verliert 4, die Wirtsch. Vereinigung gewinnt und verliert 1, die Welfen gewinnen 3, der Bayerische Bauernbund gewinnt2, die Elsässer verlieren 1, die Lothringer gewinnen und verlieren 1.

1. Memel-Heydekrug. **(Bisher Natl.) Sernbach (nationalliberal) gewählt.**
31. **Berlin 1. Mitte. (Bisher Kaempf, (Fortschrittliche Volkspartei.) Kaempf (Fortschrittliche Volkspartei) mit 55 088 gegen Düwell (Sozialdemokrat) 55 079, also mit nur 9 Stimmen Mehrheit wiedergewählt.**
19. **Danzig Landkreis. (Bisher Reichspartei). Dörksen (Reichspartei) gewählt.**
20. **Danzig Stadtkreis. (Bisher Fortschrittliche Volkspartei.) Weinhausen (Fortschrittl. Volkspt.) gewählt.**
25. **Graudenz-Strasburg. Sieg (natl.) gewählt gegen den Polen.**
41. **Oberbarnim. (Bisher Reichspartei.) Hubrich (Fortschrittliche Volkspartei) gegen den Sozialdemokraten gewählt.**
47. **Arnswalde-Friedeberg. (Bisher Bruhn, Wirtschaftliche Vereinigung.) Reichsparteiler gewählt.**
56. **Kottbus-Spremberg. (Bisher Reichspartei.) Giebel (Sozialdemokrat) gewählt.**
69. **Rügen-Franzburg. (Bisher Fortschr. Vpt.) Heyn (Fortschrittliche Volkspartei) gewählt.**
70. **Greifswald-Grimmen. Gothein (Fortschrittliche Volkspartei) wiedergewählt.**
76. **Fraustadt-Lissa. (Bisher Reichspt.) Graf Oppersdorff (Zentrum) gegen Fortschrittliche Vpt. gewählt.**
81. **Jarnikau-Colmar i. P. (Bisher konservativ.) Ritter (konservativ) gegen den Polen gewählt.**
91. **Stadt Breslau. (Bisher Reichspartei.) Bauer (Sozialdemokrat) gewählt.**
99. **Kreuzburg-Rosenberg. (Bisher Konservativ.) Meyer (konservativ) gewählt.**
101. **Groß-Strelitz-Kosel. (Bisher Glowatzky Zentrum.) Zentrum gewählt.**
102. **Lublinitz-Tost-Gleiwitz. (Bisher Zentrum.) Wario (Zentrum) gegen den Polen gewählt.**
103. **Beuthen-Tarnowitz. (Bisher Pole.) Dombeck (Pole) gewählt.**
104. **Kattowitz-Zabrze. (Bisher Pole.) Sosinski (Pole) gewählt.**
116. **Liegnitz-Haynau. Dietrich (Soziald.) gewählt.**
119. **Görlitz-Lauban. (Bisher Mugdan Fortschr. Vpt.) Taubadel (Sozialdemokrat) gewählt.**
122. **Osterburg-Stendal. (Bisher Nationalliberal.) Hösch (konservativ) gegen Fuhrmann (nationalliberal gewählt.**
128. **Oschersleben-Halberstadt. (Bisher Nationalliberal.) Brandes (Sozialdemokrat) gewählt.**
131. **Bitterfeld-Delitzsch. (Bisher Reichspartei.) Raute (Sozialdemokrat) gewählt.**
139. **Mühlhausen-Langensalza. (Bisher Konserv.) Arnstadt (konservativ) gegen den Sozialdemokraten gewählt.**
144. **Tondern-Husum. (Bisher Fortschr. Vpt.) Dr. Blanck (Fortschrittliche Volkspartei) gewählt.**
145. **Dithmarschen-Steinburg. (Bisher Nationalliberal.) Hoff (Fortschrittliche Volkspartei) gewählt.**
157. **Neustadt a. R.-Nienburg. (Bisher natl.) von Scheele (Welfe) gewählt.**
161. **Einbeck-Northeim. (Bisher natl.) Deichmann (Sozialdemokrat) gewählt.**
162. **Göttingen-Münden. (Bisher Welfe.) Ickler (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.**
163. **Goslar-Zellerfeld. (Bisher Wirtsch. Vgg.) Götting (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.**
164. **Elfhorn-Peine. Meyer (natl.) gegen Sozialdemokrat gewählt.**
165. **Uelzen-Lüchow. (Bisher Reichspartei.) v. Meding (Welfe) gewählt.**
166. **Lüneburg-Winsen. (Bisher Natlib.) v. Wangenheim (Welfe) gewählt.**
182. **Hagen. König (Sozialdemokrat) 23 400, Crüger (Fortschr. Vpt.) 21 585. Die Wahl Königs ist gesichert.**
187. **Höchst-Frankfurt. Grüne (Soz.) gegen Ischert (Zentrum) gewählt.**
192. **Stadt Frankfurt a. M. (Bisher Fortschrittliche Volkspartei.) Dr. Quarck (Sozialdemokrat) gegen den Fortschrittler gewählt.**
201. **Köln-Stadt. Hofrichter (Sozialdemokrat) 26 634, (Hauptwahl: 18 666). Trimborn (Zentrum) 22 413, Hauptwahl: 17 343). Hofrichter (Sozialdemokrat) gewählt.**
237. **München 1. (Bisher Nationalliberal.) Kerssenstein (Liberal) gewählt.**
341. **Lauterbach-Alsfeld. (Bisher Wirtschaftl. Vereinigung.) Heck (nationalliberal) gewählt.**
242. **Darmstadt-Groß-Gerau. (Bisher Nationalliberal.) Dr. Quessel (Sozialdemokrat) gegen Osann (natl.) gewählt.**
345. **Worms. (Bisher Heyl wildnationalliberal.) Heyl wiedergewählt.**
354. **Weimar-Apolda. (Bisher Wirtsch. Vgg.) Baudert (Sozialdemokrat) gewählt.**
256. **Kaiserslautern. (Bisher Bund d. Landwirte.) Hoffmann (Sozialdemokrat) gegen Rösicke (Bund der Landwirte) gewählt.**
263. Bayreuth. (Bisher Nationalliberal.) Hugel (Sozialdemokrat) gewählt.
269. Ansbach-Schwabach. (Bisher Kons.) Hierl (Sozialdemokrat) gewählt.
272. Rothenburg a. d. T. (Bisher Bund d. Landwirte.) Kerschbaum (Bauernbund) gewählt.
307. Plauen. (Bisher Fortschr. Vpt.) Jäckel (Sozialdemokrat) gegen den Fortschrittler gewählt.
310. Besigheim-Heilbronn. (Bisher Naumann Fortschr. Vpt.) Feuerstein (Sozialdemokrat) gewählt.
311. Böblingen-Leonberg. (Bisher Wirtsch. Vgg.) Keinath (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.
312. Eßlingen-Kirchheim. (Bisher nationalliberal.) List (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.
313. Reutlingen-Tübingen. Payer (Fortschrittliche Volkspartei) gegen den Sozialdemokraten wiedergewählt.
314. Calw-Nagold. Schweichhardt (Fortschrittliche Volkspartei) gegen den Sozialdemokraten wiedergewählt.
315. Freudenstadt-Oberndorf. (Bisher Fortschr. Vpt. Liesching (Fortschr. Vpt.) gewählt.
316. Balingen-Rottweil. Hausmann (Fortschr. Vpt.) gewählt.
317. Gmünd-Göppingen. Gunßer (Fortschr. Vpt.) gegen den Sozialdemokraten gewählt.
318. Backnang-Hall. (Bisher Wirtsch. Vgg.) Vogt (Wirtschaftliche Vereinigung) gegen den Fortschrittler gewählt.
321. Geislingen-Ulm. Hänle (Fortschr. Vpt.) gewählt.
339. Gießen-Gründberg. Dr. Werner (Wirtsch. Vgg.) gewählt.
344. Erbach-Bensheim. Hasenzahl (Sozialdemokrat) gewählt gegen Rippel (Wirtsch. Vgg.)
346. Bingen-Alzey. Korell (Fortschr. Vpt.) gewählt gegen Dr. Becker (nationalliberal.)
355. Eisenach-Dermbach. (Bisher Soz.) Marquard (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.
356. Jena-Neustadt. (Bisher wildnatl.) Leutert (Sozialdemokrat) gegen den Konservativen gewählt.
358. Oldenburg-Lübeck-Birkenfeld. Ahlhorn (Fortschr. Vpt.) gewählt.
359. Barel-Jever. (Bisher Fortschr. Volkspt.) Träger (Fortschrittliche Volkspartei) gegen den Sozialdemokraten wiedergewählt.
360. Friedberg-Büdingen. (Bisher Soz.) Strack (nationalliberal) gegen den Sozialdemokraten gewählt.
366. Sachsen-Altenburg. (Bisher Rpt.) Keppler (Sozialdemokrat) gewählt.
369. Dessau-Zerbst. (Bisher Schrader (Fortschr. Vpt.) Heine (Soz.) gewählt.
370. Bernburg-Ballenstedt. (Bisher Natlib.) Bender (Sozialdemokrat) gewählt.
372. Schwarzburg-Sondershausen. (Bisher Nationalliberal.) Bärwinkel (nationalliberal) wiedergewählt.
373. Waldeck. Bietmeyer (Wirtsch. Vgg.) gegen den Fortschrittler gewählt.
376. Schaumburg-Lippe. (Bisher Reichspartei.) Krömer (Fortschrittliche Volkspartei) gewählt.
385. Colmar. (Bisher Elsässer.) Peirotes (Sozialdemokrt) gegen Hagn (els. Zentrum) gewählt.
393. Zabern. (Bisher Reichspartei.) Röser (Fortschrittliche Volkspartei) gewählt.
396. **Metz. (Bisher Lothringer.) Dr. Weill (Sozialdemokrat) mit 1600 Stimmenmehrheit gegen den unabhängigen Lothringer gewählt, der etwa 13 000 Stimmen erhielt, zwei kleine Gemeinden stehen noch aus.**

Uebersichtstabelle.

Ergebnisse der Hauptwahlen und des ersten Stichwahltages.

Parteien	Bisherige Parteistärke:	In der Hauptwahl endgültig gewählt:	In der Stichwahl bisher gewählt:	Insgesamt bisher gewählt:	Noch in Stichwahl:
Zentrum	103	81	7	88	14
Konservative	59	27	8	35	26
Reichspartei	25	5	6	11	12
Deutsche Reformpartei	3	—	2	2	1
Wirtsch. Vereinigung, u. zwar:					
Deutsch-Soziale	5	—	2	2	—
Christlich-Soziale	2	1	2	3	1
Bund der Landwirte	4	2	—	2	—
Bayerischer Bauernbund	—	1	—	—	1
Polen	20	14	—	14	11
Nationalliberale	51	4	20	24	35
Fortschrittliche Volkspartei	49	—	16	16	37
Demokratische Vereinigung	—	—	—	—	—
Sozialdemokraten	53	64	9	73	76
Elsässer	5	5	—	5	2
Lothringer	3	1	—	1	2
Deutsch-Hanoveraner	1	—	2	2	3
Litauer	—	—	—	—	1
Dänen	1	1	—	—	—
Unbestimmt (Wilde)	6	—	3	3	3
Summe	397	206	77	283	228

Köln verloren!

Diese Nachricht wird in ganz Deutschland, soweit es treu zu Kaiser und Reich sich bekennt, mit tiefer Bestürzung aufgenommen werden. Köln verloren — ein Ruf der Trauer und der Entrüstung! Der Trauer darüber, daß über der Stadt mit dem schönsten Dom in deutschen Landen, daß über dem alten heiligen Köln die rote Fahne des Umsturzes weht. Köln verloren — ein Ruf der Entrüstung. Denn die, die verblendeten Sinnes die alte Zentrumshochburg an die Partei des offenen Landesverrats ausgeliefert haben, können sich im gewöhnlichen Leben und — in anderen Wahlkreisen ihres Patriotismus und ihrer „angestammten" Liebe zu Kaiser und Reich nicht genug rühmen. Das sind die Nationalliberalen, die sich in Köln unter dem verderblichen Einfluß des Jungliberalismus, der die Alten überstimmt, zu einer offenen Parole für das Zentrum nicht verstehen konnten und erst nach Hangen und Würgen die in diesem Falle mehr wie dehnbare Parole „Stimmenfreiheit" ausgaben. Wie haben sie sich gesträubt, Köln in ein Wahlabkommen mit der Zentrumspartei, bei dem sie nur gewinnen konnten, einzubeziehen.

Köln verloren — durch die Schuld der Nationalliberalen. Das ist der Dank dieser Partei, die das Zentrum selbstlos an allen Ecken und Enden des Deutschen Reiches unterstützte und noch unterstützen wollte. Diese Stellungnahme der Nationalliberalen wird sich bitter rächen; nicht an der Zentrumspartei, der man durch den Verlust Kölns den Todesstoß zu geben glaubte, sondern an der nationalliberalen Partei, die voller Verblendung der Parole eines Bassermann folgte, der sich dankbar gegen die rote Umsturzpartei erzeigen mußte, auf deren Krücken er am Samstag — hoffentlich zum letzten Male — in den Reichstag eingezogen ist.

Der Ausfall der Kölner Wahl wird seine Wellen in das Industrierevier schlagen. Es wird ungemein schwer fallen, in Bochum und Duisburg die Gesamtheit der Zentrumswählerschaft restlos für den Nationalliberalen an die Wahlurne zu bringen. Das mögen sich die Nationalliberalen in Köln merken. Denn die Erbitterung der Zentrumswählerschaft über die durch die Schuld der Nationalliberalen herbeigeführte Niederlage in Köln ist riesengroß.

Wir sind in Ehren unterlegen. Köln ist verloren — aber nur für diesesmal. Unsere Kölner Parteifreunde werden ihre Anstrengungen verdoppeln und verdreifachen. Ihr Eifer für die hehre Zentrumssache wird neu befeuert werden, damit über der alten Zentrumshochburg bei der nächsten Wahl die Fahne der Zentrumspartei und die durch die Mithilfe der Nationalliberalen heruntergeholte Fahne des heißgeliebten deutschen Vaterlandes wieder wehen wird.

Zu den Stichwahlen.

Die „Nordd. Allg. Ztg." zu den Stichwahlen.

Berlin, 22. Jan. **(Tel.)** Zu den Stichwahlen schreibt die „Nordd. Allg. Ztg." Am ersten Stichwahltage machte die Sozialdemokratie weitere Fortschritte und erreichte bereits 72 Mandate. Immerhin hatten die Sozialdemokraten nicht einen überwältigenden Erfolg, worauf sie nach der Ausgabe der fortschrittlichen Stichwahlparole gerechnet hatten. 16 Wahlkreise, welche die Sozialdemokratie am Samstag zu gewinnen gedachte, sind nach der Rechnung des „Vorwärts" dem Bürgertum dank der Haltung der liberalen Wähler erhalten. Die Ratschläge der demokratischen Presse wirkten dort also auf einen gesunden Sinn des Bürgertums nicht, die staatstreue Gesinnung behielt die Oberhand. Deshalb werden die fortschrittlichen Wähler, die für die gemeinsame Sache des Bürgertums eintreten, sich wohl damit abzufinden wissen, daß sie jetzt von einzelnen Organen ihrer Partei des Verrats an der eigenen Sache und der Waschlappigkeit beschuldigt werden. Auch im ersten Berliner Wahlkreis bleibt die Fortschrittliche Volkspartei unbekümmert um die demokratischen Ablenkungsversuche bei der scharfen Frontstellung gegen die Sozialdemokratie, die in dem neuen Flugblatt folgendermaßen charakterisiert wird: „In keiner Partei gibt es weniger Freiheit der Meinung, als in der sozialdemokratischen; wer nicht pariert, der fliegt. Wähler! Dieser Partei der Unduldsamkeit, der Unfreiheit und des Klassenhasses, dieser Sozialdemokratie, die in jede Werkstätte Unfrieden trägt und alles verhöhnt, was den Mitgliedern einer anderen Partei heilig ist, darf das Mandat des ersten Wahlkreises der Reichshauptstadt nicht zufallen." (Das ist ja auch nicht geschehen, allerdings hing die Entscheidung an einem seidenen Faden. Das offiziöse Organ hätte mit seiner aufklärenden Tätigkeit viel früher beginnen sollen. D. Red.)

Zu dem **Ausgang der Stichwahl in Hamm-Soest** bemerkt der „Westf. Volksfreund" u. a.: Die Reichstags-Stichwahl am Samstag im Wahlkreise Hamm-Soest ist für die Zentrumspartei ungünstig ausgefallen. Forscht man nach den Ursachen für diesen Ausfall, so treten zwei Momente vorwiegend in die Erscheinung. Einmal der Großblock-Gedanke, der wie im ganzen Reiche so auch hier an Boden gewonnen hat; sodann aber die konfessionelle Voreingenommenheit, die wohl in keiner Gegend Deutschlands so vorherrscht, wie in den evangelischen Aemtern unseres Wahlkreises. Fast noch jede Wahl ist hier unter dem Schlachtrufe gegen die „Römlinge" geschlagen und entschieden. So hat denn auch diese Wahl in erster Linie noch einmal der Haß gegen den Katholiken entschieden. Daß die Wahlparole der Freisinnigen eitel Spiegelfechterei war, konnte man von vornherein annehmen. Es war wohl nur die Rücksicht auf die „dummen" Zentrumswähler in Altena-Iserlohn und Hagen-Schwelm, die die Freisinnigen abhielt, offen für Schulenburg einzutreten; im Geheimen haben sie es desto nachhaltiger getan. Alle Freisinnigen haben wie ein Mann für Schulenburg gestimmt. Auch die Sozialdemokraten haben die ausgegebene Wahlparole der Stimmenthaltung nicht befolgt, vielmehr ebenfalls zu zwei Drittel Schulenburg gewählt. Die Erklärung hierfür ist uns noch nicht ganz klar, vielleicht wird die Dortmunder Stichwahl diese Frage klären. Es fällt auf, daß gerade im Landkreise Hamm (Unna, Kamen und den Aemtern) die meisten Sozialdemokraten Schulenburg gewählt haben. Unsere Vertrauensmänner wollen beobachtet haben, daß erst gegen Mittag die Wahl der Sozi stärker einsetzte, nachdem eine neue Parole von Dortmund gekommen war. Es ist daher nicht unmöglich, daß in Dortmund etwas vorgegangen ist, welches die dortige Stichwahl beeinflußt oder gar entscheidet. Das erste Mal wäre es nicht, daß durch den Nachbar-Wahlkreis Dortmund die Verhältnisse in unserem Wahlkreise ungünstig beeinflußt werden. Die Zentrumspartei ist in diesem Wahlkampfe unterlegen, aber der gerechte und objektive Beurteiler der Sachlage wird zugeben müssen, sie ist ehrenvoll unterlegen; sie hat sich brav geschlagen und ihre Position glänzend behauptet. Einer solchen Uebermacht gegenüber konnte sie allein nicht siegen. . . . Für die Zentrumspartei gilt es, auch aus diesem Wahlkampf die Lehre zu ziehen, daß wir uns in Zukunft nur auf uns selbst verlassen können. Deshalb müssen wir unablässig bemüht sein, unsere Organisation bis ins Kleinste auszubauen, um jederzeit gerüstet zu sein zu neuen Kämpfen und Siegen.

Neueste Nachrichten.

Keine Verlobung im Kaiserhause.

Berlin, 22. Jan. **(Telegramm.)** Die **„Norddeutsche Allgemeine Zeitung"** schreibt: Eine hiesige Korrespondenz verbreitet aus Neu-Strelitz Angaben, die den Glauben erwecken sollen, daß eine Verlobung der Prinzessin Victoria Luise von Preußen mit dem Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz bevorstehe. **Daran ist kein wahres Wort.** Schon mehr als einmal sind wir ähnlichen falschen Ausstreuungen entgegengetreten. Es ist eine große Taktlosigkeit, solche Mitteilungen ohne gehörige Beglaubung in die Presse zu bringen.

Berlin, 22. Jan. **(Tel.)** Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. **Solf** trat eine Informationsreise **nach London** an, **um die** Organisation des englischen Diamantenhandels zu studieren.

Kiderlens Besuch in Rom.

Köln, 22. Jan. **(Telegramm.)** Die „Köln. Ztg." meldet aus Berlin: Mit dem Wolff-Telegramm, wonach besondere Ergebnisse von dem Besuch des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter in Rom nicht zu erwarten sind, wird auch die Annahme hinfällig, es hätten Verhandlungen zwischen Italien und der Türkei stattgefunden. Selbstredend wird man in Rom auch über den Krieg gesprochen haben, aber bis zur Stunde gehen die Forderungen der kriegführenden Staaten zuweit auseinander, **um** aussichtsvollen Vermittlungen Raum zu geben.

Essen, 22. Jan. **(Telegramm.)** In der heutigen Beiratssitzung des **Kohlensyndikates** wurden für **Kohlen Preiserhöhungen** im Rahmen von 25 ₰ bis zu 1 ℳ festgesetzt, wobei zu bemerken ist, daß die Preise für die kleineren Nußkörnungen noch etwas darüber hinausgehen. Die Preiserhöhungen betragen für Hochofenkoks, Kokskohlen und Briketts 1 ℳ pro Tonne und für die übrigen Koksorten ebenfalls 1 ℳ pro Tonne.

Plauen, 22. Jan. **(Tel.)** Nach einem Wirtshausstreit **überfiel** bei Eibenberg auf der Straße ein Mann namens Lauber den 21jährigen Sattler Wenzel und tötete ihn durch mehrere Messerstiche. Dann warf er die Leiche in einen Bach. Der Mörder wurde verhaftet.

Leipzig, 22. Jan. **(Tel.)** Das **Reichsgericht** verwarf die Revision des Kaufmanns Walter John Murlitt, der am 3. Mai 1911 vom Landgericht Leipzig wegen Betruges und Konkursvergehens zu 5 Monaten und 3 Tagen Gefängnis verurteilt worden war. Auch die Revision des Staatsanwalts, der den Freispruch in einem anderen Punkte der Anklage angefochten hatte, wurde verworfen.

Budapest, 22. Jan. **(Tel.)** Im **Abgeordnetenhause** erörterte **Apponyi** (Koffuthpartei) anläßlich der Beratung des Finanzgesetzes die **auswärtige Politik** und erklärte, er wolle trotz der oppositionellen Stellung das Bestreben der Regierung, an der bisherigen Richtung der auswärtigen Politik festzuhalten, unterstützen. Trotzdem er bei der Gelegenheit des Generalstabschefs auf eine Anfrage, ob die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns nicht nach einer abenteuerlichen Richtung abschwenke, eine beruhigende Auskunft nicht erhielt, hätten doch seitdem in Oesterreich die Bestrebungen nicht aufgehört, die an der bisher bewährten Grundlage der auswärtigen Politik rütteln wollten, namentlich sei man bei verschiedenen einflußreichen Stellen bemüht, das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu Italien zu stören und einen Konflikt heraufzubeschwören. Angesichts dieser Tendenz, sagte Apponyi, halte ich es für notwendig zu erklären, daß Ungarn und Oesterreich, insbesondere aber Ungarn, in eine verhängnisvolle Richtung gedrängt würden, wenn diese Bestrebungen irgend einen Erfolg aufweisen sollten. (Lebhafter Beifall.) Ungarn empfindet für Italien lebhafte Sympathie. Das ungarische Abgeordnetenhaus bildet einen Block, woran alle Versuche scheitern, welche die Monarchie in eine abenteuerliche Richtung drängen wollen. (Lebhafter Beifall.)

Stockholm, 22 Jan. **(Telegramm.)** Die **schwedische Reichsbank** setzte den Bankdiskont von 5 auf 4½ Proz. herab.

Konstantinopel, 22. Jan. **(Tel.)** Die Pforte soll mit der türkischen Nationalbank und der Bank von Saloniki einen Vertrag auf Lieferung eines **Vorschusses von 1 500 000 Pfd.** abgeschlossen haben.

Wie Meldungen von privater Seite besagen, **bombardierten** die Italiener am 19. Januar die Ortschaft Kaminnas an der syrischen Küste unweit der ägyptischen Grenze.

Anläßlich der Meldungen von einem gemeinsamen **Schritt der Mächte** zur Herbeiführung des Friedensschlusses, stellt der „Tanin" die Frage, ob Europa einen Kreuzzug gegen die Türkei vorbereite. Eine gemeinsame Aktion sei zwar notwendig, aber sie müsse in Rom einsetzen. Den Türken vorzuschlagen, gegen Geld aufzugeben, hieße, ihnen einen Faustschlag versetzen. Wenn die Mächte einen solchen Vorschlag machten, würden sie, anstatt den Krieg zu beenden, einen tausendmal schrecklicheren Krieg entfachen.

Schweres Eisenbahnunglück.

Centrulin in Illinois, 22. Jan. **(Telegramm.)** Der **Schnellzug** der Illinois-Central-Eisenbahn **stieß** in voller Fahrt **auf** einen Personenzug, der angehalten hatte, um Wasser anzunehmen. Der frühere Präsident der Ill. C. B. Harahan, der zweite Vizepräsident Melcher und Herr Pire, der Hauptanwalt der Rock-Island-Eisenbahn und der Sohn des früheren Kriegssekretärs Wright wurden **getötet und 20 Reisende** verletzt. 4 der Getöteten schliefen in Melchers Privatwagen, der an den Personenzug angehängt war.

Schweres Bootsunglück.

Rio de Janeiro, 22. Jan. **(Tel.)** Durch **Kentern** eines Bootes kamen **4 Angestellte des Norddeutschen Lloyd**, der 3. Offizier Schneider aus Krefeld, der Schiffsarzt Dr. Hans Friedrich aus Lübeck, der Zahlmeister Waldow aus Königsberg und der Zahlmeister Wahlen aus Werden an der Ruhr ums Leben. Die drei erstgenannten gehörten der Besatzung des Lloyddampfers „Halle" an. Wahlen war Zahlmeister an Bord des Lloyddampfers „Krefeld". Die Leichen von Schneider, Dr. Friedrich und Wahlen sind geborgen und am Samstag und Sonntag in Rio de Janeiro beigesetzt worden. Die Leiche Waldows ist bisher noch nicht geborgen. Waldow und Wahlen waren verheiratet. Ueber die Ursache des Unglücks liegen nähere Mitteilungen noch nicht vor.

Der italienisch-türkische Krieg.

Die italienisch-französischen Zwischenfälle.

Paris, 22. Jan. **(Tel.)** In der heutigen Sitzung der **Kammer** sprach **Lacroche** über die Zwischenfälle der „Carthage" und „Manouba"; er sagte, solche Vorkommnisse seien unerträglich. Die Blicke richteten sich auf den Haager Schiedsgerichtshof (Protestrufe), aber da vor Ablauf eines Monats der Spruch nicht gefällt werden könnte, dürfte man die Türken nicht in den Hafen einhalten und die französischen Schiffe nicht noch weiterhin mit Beschlag belegt werden. Man müsse die Wiederkehr solcher Ereignisse vermeiden und glänzende Genugtuung erhalten. Admiral **Bienaimé** sagte, daß die italienische Marine ein Attentat auf die Würde der französischen Flagge begangen habe; er verwarf das Verhalten Italiens um so mehr, als die Haltung Frankreichs gegen Italien in der letzten Zeit besonders herzlich gewesen sei. Italien sei um so weniger berechtigt, französische Aeroplane mit Beschlag zu belegen, als die Italiener täglich auf französischen Flugplätzen übten. Biedainé forderte Genugtuung und erklärte sich bereit, bis zum äußersten zu gehen, wenn es sein müßte (Beifall auf verschiedenen Bänken). **Guernier** warf den Italienern vor, die Londoner Convention verletzt zu haben. Man frage sich auch, wie das Telegramm an den Kommandanten der „Manouba" verstümmelt wurde. Redner meinte, das medizinische Examen, dem Italien die Türken unterwerfen wolle, sei eine Beleidigung für Frankreich; die Türken dürften aus Achtung vor der Flagge, die sie schützten, nicht antworten.

Ministerpräsident **Poincaré** antwortete: Obgleich Verhandlungen eingeleitet sind mit dem Ziel, in kürzerer eZit eine billige Lösung zu finden, hat die Regierung angesichts der Erregung des Parlamentes und des Landes geglaubt, die nötigen Aufklärungen nicht mehr hinausschieben zu dürfen. Poincaré erinnerte bei der Besprechung des Zwischenfalles mit dem Dampfer „Carthage" daran, daß der französische Geschäftsträger in Rom die Anordnung erhalten hat, die Aufhebung der Beschlagnahme zu fordern und Vorhaltungen wegen des erlittenen Schadens zu machen. Die französische Regierung glaubte nicht, wie die italienische Regierung das verlangte, die Verpflichtung übernehmen zu dürfen, daß der Apparat Duvals überwacht würde. Eine Erklärung des Vaters des Duval, daß sein Sohn nicht beabsichtige, sich in den Dienst einer fremden Macht zu stellen, habe Italien veranlaßt, die Beschlagnahme der „Carthage" aufzuheben. Poincaré erklärte weiter, das Flugzeug könne, da es zur relativen Kontrebande zu rechnen sei, nicht auf den Transport zu einem anderen neutralen Hafen beschlagnahmt werden. Außerdem sei die „Carthage" ein Postdampfer, der nur mit Schonung und Schnelligkeit hätte untersucht werden dürfen. **Er sei daher der Ansicht, die italienische Behörden hätten auf Kosten des Rechts und der Interessen Frankreichs anscheinend einen Irrtum begangen.** Es sei unrichtig, daß der frühere Minister des Aeußern de Selves die italienische Regierung auf ihre Anfrage bezüglich der Flugzeuge ohne Antwort gelassen habe.

Luftschiffahrt.

Johannisburg, 22. Jan. **(Telegramm.)** Mit einem Fluge von 2 Stunden und 3¾ Minuten Dauer stellte heute der Diplomingenieur Grulich auf einem Harlan-Eindecker einen neuen **Dauer-Weltrekord** für den Flug mit 2 Passagieren auf. Die bisherigen Resultate waren ein Flug von 1 Stunde und 38 Minuten.

Amerikanische Warenkurse.

* **New York**, 22. Jan. Baumwolle. März (9,33) 9,26, Mai (9,48) 9,41, Juli (9,60) 9,53, Okt. (9,71) 9,66. stetig.
* **New York**, 22. Jan. Weizen. Mai (104⅜) 104⅞. stetig.
* **Chicago**, 22. Jan. Weizen. Mai (100¼) 100½. Mais. Mai (66⅛) 66⅜. stetig. Hafer. Mai (49⅞) 49⅞.
* **Chicago**, 22. Jan. Schmalz. Mai (9,35) 9,32. Pork. Mai (16,10) 16,02.

Chinesische Sittenbilder.

I.

(Verkehrsform.)

Die zur Zeit des nationalen Erwachens der Japaner im Jahre 1865 nach Europa entsandte Kommission kam mit dem offenen Urteil zurück: „Nicht die Ausländer, sondern wir sind die Barbaren." Es scheint in China hat sich eine ähnliche Wahrnehmung geltend gemacht und es mag ein neues Reich entstehen, dessen Bedeutung — auch für Europa — wir heute noch gar nicht ermessen können. Da mag es denn angebracht erscheinen, noch einmal einige Streiflichter auf das Land zu werfen, wie es heute ist oder wie ich es wenigstens noch vor kurzer Zeit kennen gelernt, dieses Land, das immerhin seit Jahrtausenden eine gewisse Gesittung besessen, zu einer Zeit, wo unsere eigenen Vorfahren noch so unzweifelhaft Barbaren waren, daß wir nicht einmal wissen, was sie sonst noch gewesen sein mögen.

Wie aber in ihrem Staatswesen und in ihrer Religion — in der Theorie wenigstens und äußerlich! — höchst anerkennenswerte Anschauungen Geltung haben, so sind die Chinesen auch in ihrem täglichen Verkehr miteinander von einer Höflichkeit, die den Fremden geradezu stutzig macht und einen Kenner des chinesischen Lebens wie Arthur Smith in seinen „Chinese Characteristics" zu dem Urteil führen konnte: „Sie haben die Ausführung der Höflichkeit zu einer Vollkommenheit gebracht, die in westlichen Ländern nicht nur unbekannt ist, sondern die wir, bis wir sie erfahren, für unglaublich, beinahe für undenkbar halten."

Freilich, was ist Höflichkeit? Wenn wir dabei den Begriff von äußern, zeremoniellen, aber doch mehr oder weniger leeren Formen vorherrschen lassen, so möchten wir Smith in vieler Beziehung recht geben. Wenn wir aber das Wesen von Höflichkeit dahin definieren, daß sie eine wirkliche Liebenswürdigkeit sein sollte, die in artiger Form erwiesen wird, so kommen die Chinesen als höfliche Menschen bei all ihren hochklingenden Phrasen überhaupt kaum in Betracht. Selbst bei ihrem sorgfältig abgewogenen Zeremoniell scheint es uns leicht, als ob dabei weniger die Person, der man eine „Höflichkeit" erweist, in Frage kommt, als die liebe eigne Person, die auf diese Weise sich und aller Welt dartut: „Nun, du siehst doch, ich weiß was sich schickt." Dies an den Tag zu legen ist die Freude und der Stolz des Chinesen. Und selbst der niedrigste Kuli empfindet es bitter, wenn man ihm den Verweis gibt: „Du hast wohl nie gute Sitten gelernt."

In den chinesischen Klassikern, die bis auf diesen Tag in China für alles allein maßgebend sind, heißt es: „Der Regeln der Zeremonie gibt es dreihundert und derjenigen des Anstandes dreitausend." Aber der gebildete Chinese kennt sie alle. Er weiß stets, was der Anstand erheischt.

Man hat die Höflichkeit wohl mit einem Luftkissen verglichen: Es ist nichts drin aber sie schützt uns auf der Fahrt durchs Leben doch vor manchem Ruckeln und Schunkeln. Indessen bei dem Chinesen herrscht die leere Form doch so unbedingt vor, daß sie den Zweck des Luftkissens weniger erreicht und nur zu häufig geradezu eine Last wird.

Er läßt für uns ein Feuer anmachen, das wir nicht haben wollen und den Tee zubereiten, den wir noch weniger wünschen. Und wenn wir den Tee nicht trinken — um so schlimmer für unsere Ansprüche auf Lebensart. Er weiß was seine Pflicht ist. Er weiß was sich schickt.

Und wenn wir bei ihm zu Tische sitzen, wird er — uns zu ehren — unsern Teller voll laden mit Dingen, die wir gern haben — müßten. Wenn wir das nicht tun, wenn wir nichts davon genießen sollten — — nun was kann man von einem Barbaren erwarten. Er wird sichs jedenfalls nicht nehmen lassen seiner Pflicht als Wirt zu genügen.

In Kanton erzählte mir eine Europäerin, zur Zeit wo sie mit chinesischen Bräuchen noch weniger bekannt gewesen, habe ihr einmal eine Chinesin einen Besuch gemacht und bei ihrem Eintritt ins Zimmer ihr den Rücken zugekehrt und sich so verbeugt. Schließlich habe sich herausgestellt, daß nach den Regeln des Landes die Besucherin sich gegen Norden hin verneigte — weil dort der Wohnsitz des Kaisers war — während sie selbst aus Unkenntnis der Verhältnisse auf der Südseite des Zimmers sich befunden. Aber wenn die Ausländerin so wenig Lebensart hatte, was ging das die Besucherin an! Sie wollte wenigstens zeigen, daß sie wohl wußte, nach welcher Richtung hin sie sich zu verbeugen hatte.

Machen wir einem chinesischen Hause einen Besuch, so wird man uns nicht die Hand reichen, sondern Chinesen umklammern die eigne Hand und pressen sie gegen die Brust. Das mag uns lächerlich erscheinen, aber ist es — zumal in einem heißen Klima — nicht ein viel gescheidterer Brauch, als daß sich die Menschen ihre von der Hitze vielleicht feuchten Hände aneinander abreiben? Zugleich macht der Chinese eine tiefe Verbeugung, fällt vor einem Gast der wesentlich höher gestellt als er selbst, auch wohl auf die Knie und stößt mit dem Kopfe auf den Fußboden. Aber der Kniefall, an den die geschmeidigen Menschen des Ostens alle von Jugend auf gewöhnt sind, ist bei ihnen eine so viel einfachere und natürlichere und so viel rascher ausgeführte Sache als es etwa bei Europäern sein würde. Auch haben sie ja die Korpulenz der Europäer nicht, noch deren steifen Nacken, der sich so ungern vor einem Menschen beugt.

Macht eine Dame einen Besuch, so wird ihre Sänfte durch die verschiedenen, wenn auch noch so kleinen Vorhöfe getragen, mit denen der Chinese das Heiligtum seiner Behausung zu umgeben liebt. Natürlich besuchen sich Frauen sowohl wie Männer nur untereinander. Aber was auch das Geschlecht des Gastes sein mag, er wird nun sofort an das obere Ende des Zimmers geführt auf einen Platz zur Linken des Wirtes, der ihn versichert, großes Heil sei seiner niederen Behausung durch die Ehre eines solchen Besuches widerfahren. Er fragt dann nicht, wie es uns geht, sondern ob wir Reis gegessen haben. Denn Appetit und Reis dazu ist ja ein hinreichender Beweis unseres Wohlbefindens. Nun wird nicht etwa vom Wetter geredet, sondern der Wirt stellt sofort allerlei Fragen, die nach unseren Begriffen leicht eine Indiskretion sein können, nach Landessitte aber nur sein Interesse an uns bekunden. Er fragt, wenn wir ihm unbekannt sind, nach unserem ehrenwerten Namen, wie alt wir sind, wie viel Kinder wir haben, ob unsere Eltern noch leben, aber er wird ebenso wenig sich nach unserer oder unseren Frauen erkundigen als ein Muhammedaner eine solche Frage erwartet. Frauen sind eine Privatsache. Sie gehören nicht vor die Oeffentlichkeit. Wohl aber wird unser Wirt ein weiteres Interesse an uns bekunden, indem er auch wissen muß, was unser Beruf ist, woher wir kommen und wohin wir gehen.

Irgend eine dieser Fragen bei solcher Gelegenheit oder überhaupt wenn wir ihm vorgestellt werden fortzulassen, würde sehr unhöflich sein und geradezu ein Anzeichen davon, daß er sich aus unserer Bekanntschaft nichts macht.

Dann wird uns eine Pfeife Tabak und eine Tasse Tee angeboten. Dieses Zeremoniell hat in allen Klassen der Bevölkerung Geltung. Selbst ein Arbeiter wird uns in seiner schmutzigen Lehmhütte mit dem Anstand eines Höflings empfangen. Er kann wohl unhöflich sein, wenn er will, aber nie tölpelhaft.

Alles was sich auf ihn selbst bezieht, bezeichnet der Chinese als unbedeutend und erbärmlich, alles was die Person angeht, mit der er spricht ist ehrenwert und erhaben. So würde er, wenn es ganz unerläßlich wäre, einmal von seiner Frau zu sprechen, von ihr vielleicht als dem „stumpen Dorn" oder in ähnlichen gewählten Ausdrücken reden. Zur Charakterisierung dessen, was die Höflichkeit in dieser Hinsicht in China erheischt, mag eine Stelle aus einem chinesischen Roman hier angeführt werden.

Ein junger Mann wollte einen Besuch machen und wurde in seinem besten Staate in das Empfangszimmer geführt, wo gerade eine Ratte sich über einen auf einem Schrank aufgestellten Oeltopf hergemacht. Durch die Ankunft des Besuchers erschreckt, war sie davon gelaufen und hatte dabei den Topf umgeworfen, dessen Inhalt sich über seinen eleganten Anzug ergossen. In demselben Augenblick tritt der Wirt ein und nach den üblichen Begrüßungen, erklärt nun der ölbegossene Besucher seine Lage mit den folgenden Worten:

„Als ich Ihr ehrenwertes Zimmer betrat und mich hier in der Nähe Ihres ehrenwerten Schrankes niederlassen wollte, erschreckte ich Ihre ehrenwerte Ratte, die davon lief und Ihren ehrenwerten Oeltopf über mein schäbiges Gewand ausgoß. Das ist der Grund meines verachtungswerten Aussehens in Ihrer ehrenwerten Gegenwart."

Die Höflichkeit erheischt auch ein fortwährendes Geschenkmachen. Wenn jemand zum Diner geht, so nimmt er seinem Wirte ein Geschenk mit und während des Essens werden alle möglichen Süßigkeiten eingepackt, welche die Gäste für ihre Kinder mitnehmen. Der Hausherr bezahlt die Kuli der Tragsessel, in denen seine Gäste gekommen und diese geben seinen Dienern, namentlich dem Koch ein Geldgeschenk.

Redensarten wie „ich sollte geprügelt werden", „ich verdiene getötet zu werden" sind gang und gäbe, bei dem kleinsten, wenn auch nur scheinbaren Verstoß gegen gute Sitte. Das heißt natürlich ebenso wenig, wie wenn wir einem Bekannten begegnen, der zu Pferde sitzt und nun plötzlich ausruft: „Ich will absteigen und Sie sollen mein Pferd reiten." Doch würde ein einfacher Fuhrmann, der nach dem Wege fragt, nicht ermangeln erst vom Wagen zu steigen und den etwa aufgewickelten Zopf herabzulassen, ehe er seine Frage stellt.

In vielen Teilen Chinas ist das Schnupfen allgemein; und niemand würde versäumen, wenn er einen Bekannten trifft, ihm seine Schnupftabakdose hinzuhalten, selbst wenn sie — leer sein sollte. Der so Geehrte würde aber seinerseits jedenfalls tun als wenn er eine Prise nähme und es sich ja nicht merken lassen, daß die Dose leer ist. Aber verrät eine solche Handlungsweise nicht wirklich ein gewisses Taktgefühl!

(Theater.)

Wie im Abendlande, so hat auch in China das Theater seinen Ursprung in religiösen Aufführungen der Priester. Aber es hat in dem Lande des Zopfes seine Verbindungen mit den Götterhäusern insofern strenger gewahrt, als die Veranstaltungen einerseits noch heute gewöhnlich in den Tempeln oder auf deren Vorhöfen stattfinden und andererseits eigentlich noch immer ins Werk gesetzt werden, um dadurch der Götter Wohlgefallen zu erlangen. Das bei eben sich die Chinesen wenigstens einzureden, wenn sie sich durch eine Theater-Aufführung vergnügen wollen.

Hat es einmal lange nicht geregnet oder aber bereits zu viel geregnet, so werden wohl die betreffenden Gottheiten, die daran schuld sind, aus den Tempeln geholt und ins Freie gebracht, um ihnen in handgreiflicher Weise vor Augen zu führen, was sie angerichtet haben. Häufiger aber werden dann als Zeichen ihrer Verehrung Theater-Vorstellungen, die aber keineswegs religiösen Charakters zu sein brauchen, im Tempel abgehalten. Der Chinese hat indessen das Theater zu gern, um immer erst besondere Dürren oder überreichlichen Regen abzuwarten, wenn er sich diesen Genuß vergönnen will. Er findet auch leicht andere Vorwände genug; und viele brauchen auch gar keine.

Die Unkosten werden dann gewöhnlich durch freiwillige Beiträge aufgebracht — nach Art unserer Garantie-Fonds — und ist nur die erforderliche Summe erst beisammen, so sind auch die Künstler nicht mehr fern, die vielfach Wandertruppen bilden. Und das Wandern wird ihnen um so leichter, als sie weder mit Szenerie noch mit besonderer Reichhaltigkeit von Kostümen belastet sind. Ausstattung ist Nebensache und Szenenwechsel so gut wie unbekannt. Um daraus sich ergebenden Mißverständnissen vorzubeugen, erklären die auftretenden Künstler immer, wo sie sind und wer und was sie sind.

„Ich bin der und der, Sohn des So und So," heißt es dann allemal und nun kommen weitere Einzelheiten über die Personen und die Situationen, so daß das Publikum über nichts im Unklaren bleibt. Das bei uns so allmächtige Liebeselement spielt, in Gemäßheit der von der Frau in China bekleideten höchst untergeordneten Stellung, auch eine sehr untergeordnete Rolle, während das sensationelle Element unbedingt vorherrscht. Gewöhnlich wird eine Greueltat von einem schändlichen Bösewicht verübt. Die Unschuld wird hart bedrängt. Der Held verrichtet erstaunliche Taten und die Tugend triumphiert über das Laster. Nun man kennt ja eine solche Art dramatischer Elemente auch wohl bei uns. Doch sind die tugendsamen und heldenhaften Personen auf der chinesischen Bühne nach unseren Begriffen gewöhnlich recht erbärmliche Charaktere. Der Chinese ist indessen ganz mit ihnen zufrieden, so lange sie nur tüchtig mit hochtönenden Phrasen, mit tugend- und heldenhaften Redensarten um sich werfen. Freilich, das ist ja auch ein Zug im chinesischen Leben, wo hochklingendes, aber leeres Salbadern allgemein für bare Münze ausgegeben und so oft auch für einen hinreichenden Deckmantel niedrigster Handlungen angenommen werden; und insofern ist die Bühne ja nur ein Spiegel des Lebens.

Wie in Japan werden auch in China alle Frauenrollen von Männern dargestellt, die, wenn sie in dieser Hinsicht oftmals auch eine erstaunliche Gewandtheit an den Tag legen, nach unseren Anschauungen doch immer nur um so komischer sich ausnehmen, als sie auch in Weiberstimmen zu reden sich befleißigen. Aber das auf der Bühne allgemein angenommene Organ ist auch für die Männerrollen ein peinlich unnatürliches. Es gibt ja auch bei uns Künstler genug, die mit hohlem Pathos sprechen — leider! — Indessen so verwerflich das sein muß, ist der unnatürliche Ton an sich doch wenigstens nicht unschön. Aber in China wie in Japan drängen und drücken die Schauspieler jedes ihrer Worte in wunderlicher Weise hinten aus der Kehle hervor und reden in einem Falsett, das bei der geringsten Aufregung sich in ein widerwärtiges Aechzen und Krächzen verwandelt — wenigstens nach unseren Begriffen.

Ebenso peinlich sind für unsere Ohren die Stimmen der Sänger, die, ähnlich dem Chor der alten Griechen, die Gedanken und Charaktere der handelnden Personen zum Ausdruck bringen und ihre moralisierenden Betrachtungen anstellen. Gesungen wird gleichfalls in dem verschraubten Falsett und mit stetem Tremulieren. Dieser Gesang allein wirkt auf das chinesische Gemüt. Er ist in der Tat markerschütternd.

Dem entsprechend ist auch das „Orchester", das während der ganzen Vorstellung immerfort störend mit dreinredet und aus Tom Tom, Trommel, Cymbal, Flöten, einer Anzahl guitarrenähnlicher Instrumente und der Sa-pa besteht, die beinahe wie ein Dudelsack klingt. Und gibt dann jemand einen besonders hochklingenden Gemeinplatz von sich — Bum, bum führen es die Instrumente mit besonderem Nachdruck uns zu Gemüte.

Die Vorstellungen beginnen am frühen Morgen und dauern nicht nur den ganzen Tag hindurch, sondern erstrecken sich oftmals sogar über mehrere Tage. Doch ist der Zusammenhang gewöhnlich ein so loser, daß man keineswegs den Anfang gesehen zu haben braucht, um, zumal bei den vielen Erläuterungen, später leicht genug zu verstehen, was gerade auf der Bühne vorgeht. Die Theater sind durchweg gut gefüllt. Vielfach stellen sich ganze Familien ein, sich einen vergnügten Tag zu machen — oder mehrere. Alle rauchen ihr Pfeifchen, Männer wie Frauen. Und wie sie lachen und schäkern und schwatzen und schmausen. Denn ein allgemeines fast unausgesetztes Gefutter scheint ein unerläßliches Erfordernis eines chinesischen Theaterbesuchs.

Indessen wie sehr die Chinesen auch das Theater genießen mögen, die Schauspieler sind wenig geachtet, ja unbedingt verachtet. Sie bilden den einzigen Stand, dessen Angehörigen so wenig gelten, daß ihre Söhne nicht an den sonst für alle offen stehenden Prüfungen teilnehmen können, welche die Aufnahme in die Klasse der Literaten ermöglichen. Dieser Gelehrtenstand, dem auch die Mandarine entnommen werden, ist der höchste des Reichs — in der Theorie wenigstens — der eigentliche Adel, der — ein wunderbarer Zustand für ein so despotisch regiertes Land — auf solch demokratischer Grundlage gegründet und immer aufs neue ergänzt wird, im wahren Sinne des Wortes „ein Adel des Intelligenz".

Ein Gebrechen der deutschen Sprache und ein Weg zu seiner Heilung.

Von Karl Schneider in Berlin.

Unter den mancherlei Merkwürdigkeiten, die unsere heutige deutsche Sprache als Folge ihres in vieler Hinsicht verworrenen und ordnungslosen Zustandes aufzuweisen hat, gebührt nicht an letzter Stelle dem Streit Hervorhebung, der sich schon seit geraumer Zeit um die Berechtigung oder Nichtberechtigung des beiwörtlichen Gebrauchs der Umstandswörter auf — weise unter den Sprachfreunden entsponnen hat; und es ist darum begreiflich und dankenswert, daß Eduard Engel in seiner hochverdienstlichen „Deutschen Stilkunst" auch diese Frage und ihre Geschichte mit einiger Ausführlichkeit behandelt hat. Wir erfahren aus seinen Mitteilungen, daß Treitschke diesen Sprachgebrauch „ein Zeichen gänzlicher Verrohung unseres Sprachgefühls" genannt hat; Bildemeister von diesen Bildungen gesagt hat, sie machten ihm Ohrenschmerz, während Engel selbst die Beiwörter auf — weise zwar grundsätzlich verwirft und niemals von ihnen Gebrauch macht, immerhin aber im Hinblick auf Bildungen wie „stufenweiser Gang" oder „stückweise Schilderung" bei Lessing, „teilweiser Besitz" bei Goethe, „wechselweiser Uebergang" bei Schiller und ähnliche Wendungen bei Moltke und Bismarck eine gewisse Milde walten lassen und wenigstens in gewissen Schranken den Gebrauch dieser Bildungen nicht gerade zu den himmelschreienden sprachlichen Todsünden rechnen will.

Ein solcher Standpunkt erscheint durchaus begreiflich, wenn wir bedenken, daß unsere heutige Sprache mancherlei Formen und Bildungsweisen aufzuweisen hat, die einer genauen Prüfung ihres Daseinsrechtes kaum Stand zu halten vermöchten, und die doch unter dem Druck zwingenden Bedürfnisses in unsre Sprache Eingang gefunden und allmählich darin unbestrittenes Bürgerrecht erworben haben. So hätte, als zum ersten Male die Verbindungen „zu Frieden" oder „vor Handen" als ein einziges Wort vor ein Hauptwort gestellt wurden und ganz wie bei ursprünglichen Beiwörtern von einem „zufriedenen Menschen" oder von dem „vorhandenen Gelde" die Rede war, sicherlich ein feines Sprachgefühl ebenfalls das Recht zu Ohrenschmerzen und zur Empörung gehabt — freilich dann auch die Pflicht, einen Weg anzugeben, auf dem formrichtig und ohne Gewaltsamkeit die genannten Begrifflichkeiten ihre Bezeichnung hätten finden können; da das aber nicht geschah, so errangen sich „zufrieden" und „vorhanden" ihren Platz als richtige Beiwörter und niemand kann heute mehr im Ernst daran denken, sie wegen mangelnder Ebenbürtigkeit in die Acht zu tun und ihre Aufgabe als Träger eines bestimmten Sinnes etwa formrichtigeren Neubildungen übertragen zu wollen. Aehnliche „falsche" oder widerspruchsvolle Bildungsweise und Sprachgebräuche [illegible] wir — zweifellos zum Teil auch deswegen, weil uns im Gegensatz zu den Franzosen und manchen andern Völkern bisher eine wenigstens in gewissen Grenzen anordnende und regelnde Sprachbehörde gefehlt hat und noch fehlt — in unserer Sprache gar nicht allzu selten: man denke etwa an den Bedeutungswandel [illegible] Sprachgebrauch: „ein anständiger Mensch" [illegible] darum „eigentlich" unsinnig ist, weil „anständig" [illegible] nach wohl ein Benehmen bezeichnet, das einem Menschen „ansteht", also ihm „wohl anständig" ist, ein Mensch [illegible] doch unmöglich „wohl anstehn" oder mit oder ohne [illegible] ständig" sein kann; oder an eine Begriffsverschiebung [illegible] Ausdrucksweise „ich habe mich überzeugt" und [illegible] brauch des Wortes „Ueberzeugung" im Sinne von [illegible] schütterlicher Glaube" zu Grunde liegt; denn „überzeugen" als [illegible] der alten deutschen Rechtssprache entstammend [illegible] von Hause aus: „mehr Zeugen beibringen", [illegible] Zeugen überwinden" — und es kann darum jemand [illegible] notwendigerweise immer nur seinen Gegner [illegible] niemals sich selbst „überzeugen" und eben daher [illegible] von Hause aus niemand „eine eigene Ueberzeugung" [illegible] dessen, diese und viele und ähnliche Wendungen sind [illegible] unserer Sprache durchgedrungen, sie haben sich [illegible] ihr Ursprung und eigentliche Bedeutung vergessen [illegible] kommen taugliche Träger neuen Sinnes erwiesen [illegible] daher verstehen, wenn jemand der Meinung [illegible] auch der beiwörtliche Gebrauch von — weise [illegible] immer weitere Ausdehnung einbürgern könne und [illegible] bestrittenes Bürgerrecht in der deutschen Sprache [illegible]

Immerhin: heute sind wir jedenfalls noch nicht [illegible] heute noch werden trotz ihrem verhältnismäßig [illegible] wörter auf — weise von sehr vielen Leuten [illegible] sinnen auf ihren Ursprung als häßliche Sprach[illegible] den, Engel selbst macht nach seiner Angabe niemals [illegible] brauch und zahlreiche Schriftsteller nehmen sie [illegible] strebend und mit dem „Knirschen des ganzen [illegible] ihre Niederschriften auf und würden sie weit lieber [illegible] meiden, wenn ihnen nur in unserer heutigen Sprache [illegible] sonnter und brauchbarer Ersatz oder vielmehr [illegible] diese Bildungen geboten wäre. Wie wohl alle [illegible] keiten" und „Mißbräuche" in unserer Sprache [illegible] die Beiwörter auf — weise offenbar auf eine [illegible] Ausgestaltung unserer Sprache hin; und daraus [illegible] bei dem heutigen Stand der Dinge die Frage [illegible] nicht gewissermaßen in zwölfter Stunde noch möglich [illegible] kommen eines zweifellos an sich nicht guten oder [illegible] Sprachgebrauchs zu steuern und an seiner Statt [illegible] und Sinn richtigen und gesunden Bildungsweise [illegible] Sprache zu verschaffen. Daß auf diesem Wege [illegible] Rettung von dem Uebel liegt, ist offenbar auch Engels Meinung, wenn er schreibt: „Es könnte seltsam erscheinen, daß [illegible] Sprache nicht imstande gewesen wäre, für stufenweise, [illegible] stückweise, besonders für teilweise echte Eigenschaftswörter [illegible] schaffen, und hiermit kommen wir zum Kern der Frage. [illegible] hast besäßen wir für alle jene Begriffe Eigenschaftswörter, [illegible] sich nicht in den Zeiten der Humanisterei und des [illegible] das Lateinische und Französische vorgedrängt und [illegible] Sprachtrieb abgestumpft hätte". Diese Worte treffen [illegible] „Kern der Frage", und wenn etwas daran „seltsam" [illegible] so scheint es mir nur das zu sein, daß Engel nicht selbst [illegible] Sätzen die Entwicklungsmöglichkeit herausgehoben hat, [illegible] vollkommen fähig und geeignet ist, zum Ersatz der Eigenschaftswörter auf — weise in mindestens sehr vielen Fällen ihrer heutigen [illegible] wendung zu dienen, und die deshalb hiermit als Lösung [illegible] Schwierigkeit in Vorschlag gebracht sei: es ist die weitere Ausdehnung der Ableitung — sam als — wenn [illegible] das, so doch ein Mittel, jene von Engel mit Recht [illegible] heutigen Sprache vermißten echten „Eigenschaftsformen" [illegible] und die schlechten Bildungen auf — weise durch form- und [illegible] richtige Neubildungen überflüssig zu machen.

Allgemein gesprochen ist ja gewiß, daß unsere heutige [illegible] Sprache vor allem an zwei Unterlassungssünden leidet, [illegible] für ihre Ueberfüllung mit Fremdwörtern wie auch für [illegible] Bildungsweisen nach Art der erörterten in erster Reihe [illegible] lich sind: wir haben weder die Formen unserer Sprache noch [illegible] Bedeutungen unserer Wörter in genügendem Maße entwickelt. Im vorliegenden Fall liegt natürlich die erstererwähnte Unterlassung vor, da hier offenbar nicht durch Erweiterung einer vorhandenen [illegible] bedeutung, sondern nur durch Schaffung oder Ausdehnung [illegible] bestimmten Bildungsweise Abhilfe geschaffen werden kann; [illegible] zu diesem Zweck erscheint aber die Ableitung — sam sowohl [illegible] Ursprung wie Gebrauch besonders geeignet. Die Anfügung — sam bedeutet ja an sich wie auch in den meisten Fällen ihrer heutigen Anwendung eben eine Gleichartigkeit, eine Aehnlichkeit oder [illegible] dingte Uebereinstimmung, wie sie auch den Bildungen auf — weise zu Grunde liegt, und der Gebrauch dieser Bildungen wenigstens als Eigenschaftswörter muß daher geradezu als ein unberechtigtes Eindringen in ein Gebiet erscheinen, das von Natur und von [illegible] aus den Bildungen auf — sam zugesprochen werden muß. Zum mindesten bei einem großen Teil dieser Bildungen ist daher [illegible] sofort durch — sam möglich, ohne daß das Sprachgefühl [illegible] Eindruck einer Neuerung hat: wenn bei Moltke von einem [illegible] griffsweisen" Vorgehen die Rede ist, so hätte die [illegible] meidung von „offensiv", die offenbar seinem Sprachgebrauch zu Grunde liegt, sicherlich genau ebenso gut durch „angriffsames Vorgehen" erreicht werden können; für „defensiv" oder „abwehrweise" würde sich dann natürlich ebenso „abwehrsam" ergeben, und wenn Lessing „wechselsame" anstatt „wechselsweise" Erläuterung, Goethe „stücksame" statt „stückweise" Schilderung gesagt hätte, wäre uns dieser Sprachgebrauch vermutlich längst in Fleisch und Blut übergangen und die Beiwörter auf — weise heute [illegible] schon längst aus der guten Schriftsprache verbannt. Auch wenn von der „leihsamen" statt der „leihweisen" [illegible] einer Geldsumme, der „pachtsamen" statt der „pachtweisen" Ueberlassung einer Landfläche die Rede wäre, so würde diese Ausdrucksweise zweifellos sofort als sprachrichtige Ausdrucksweise [illegible] geschätzt werden, und von da aus könnte diese Ausdrucksweise [illegible] auch auf andere Ausdrücke übertragen werden, die ihr zunächst [illegible] leicht zu widerstehen scheinen; so dürfte z. B. trotz dem [illegible] den etwas anders gearteten Sprachgebrauch bei „sparsam" und „mitteilsam" es auch kaum eine ernstliche Schwierigkeit bereiten, wenn in Zukunft statt von einer „partiellen" oder „teilweisen" [illegible] einer „teilsamen" Sonnenfinsternis oder Verzichtleistung [illegible] Rede sein sollte. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß — sam unter allen Umständen als einziger Ersatz für —weise Verwendung [illegible]

Eine richtige Stellung der Turmuhren in Rom.

Erzählt von Alice Salzbrunn.

Die nachstehende Erzählung einer Begebenheit unter der Regierung des Papstes Sixtus V. hat ungeachtet ihrer Unwahrscheinlichkeit, den Vorzug der Wahrheit; sie gehört nicht, wie viele Erzählungen aus jener Zeit, in das Reich der Fabeln und sie lehrt uns den so großen und so verschiedenartig beurteilten Charakter dieses Papstes in seiner Eigenart kennen.

Dieser aus dem Volk hervorgegangene Herrscher auf dem Stuhle des Apostels Petrus bewahrte unter der Tiara noch etwas von dem Stolz und der wilden Kühnheit der römischen Hirten.

Von dem Augenblicke an, wo Felix Peretti, als Kardinal nach seiner Heimatstadt Montalto genannt, den Namen Sixtus V. annahm, zeigte er den Herrschergeist und die Willensstärke, welche ihn zum größten Staatsmann machten. Wenn es wahr ist, daß einige Kardinäle ihn bei der Papstwahl für einen altersschwachen Greis, der am leichtesten zu lenken sein würde, gehalten haben, so waren sie sehr enttäuscht. Sie hatten einen auf eigene Kraft vertrauenden Herrscher gewählt, und er übte die unter einigen seiner Vorgängern erschlaffte Gerechtigkeit streng aus. Vergehen gegen die öffentliche Zucht und Sicherheit bestrafte er meistens mit dem Tode, ohne Rücksicht auf die angesehensten Fürsprecher; er schaffte durch seine Strenge, in welcher er sich immer gleich blieb, Ordnung in dem zuchtlosen Rom. Um einen neuen Bau aufzuführen, mußte Sixtus V. zuerst die alten Trümmer wegschaffen; damit begann er sein segensvolles Wirken. Die in Rom vorhandenen Uebelstände gingen nicht allein von dort aus; sie wurden auch dorthin gebracht von nicht einheimischen Edelleuten, welche durch maßlosen Luxus den Hochmut und den Stolz des hohen Klerus herausforderten. Gegen den Hochmut und die Prunksucht war der erste Schlag des Papstes gerichtet.

Es war damals Sitte der vornehmen Herren, sich auf ihren gewöhnlichen Spaziergängen durch einen Troß von Leuten, Pagen, Dienern, Vorreitern und Gehilfen aller Art begleiten zu lassen, die wie ihre Herren stets bis an die Zähne bewaffnet waren.

Einige der Herren hatten sogar ein Gefolge hinter sich, welches mehr einem Heer als einer gewöhnlichen Begleitung glich. Begegneten sich zwei solche Truppen an einem Ort, wo ihre beiderseitigen Herren vielleicht freundlich grüßend aneinander vorübergegangen waren, so erwies sich der Platz ohne sonderliche Schwierigkeit für beide zu eng. Erst machte jeder sein Recht auf den Vorrang geltend, dann wollte keiner zurückweichen, worauf endlich das Recht des Stärkeren das Hindernis aus dem Wege räumte. In dieser Weise entstanden leider allzu oft Streitigkeiten und Schlägereien; von da ist auch wohl ohne Zweifel die dem Wort rencontre (Begegnung) beigelegte kriegerische Bedeutung herzuleiten. Ein solcher von manchen Vorgängern Sixti Quinti nicht beachteter und geduldeter Mißbrauch konnte von Seiner Heiligkeit nicht weiter gestattet werden. Eine Maßregel gegen diese Unsitte — und wäre es auch nur zur Verhinderung der Verkehrsstörungen auf den Straßen gewesen — wurde notwendig; die Sicherheit der Bürger verlangte eine solche gebieterisch. An einem Osterfesttage war durch einen Kampf der gedachten Art der Vorhof von St. Peter mit Blut befleckt worden. Das war zu viel! Noch an demselben Tage wurde eine Verordnung des Papstes an die Mauern der Stadt angeschlagen, worin jedem auswärtigen Prinzen und jedem römischen Edelmann bei Todesstrafe verboten wurde, mehr als zwanzig Personen zum Gefolge zu haben; auch war darin jedem fremden oder einheimischen Vornehmen gleichfalls bei Todesstrafe untersagt, irgendeine Gattung Feuerwaffen, namentlich die kurzen Taschenpistolen (Terzerole) selbst bei sich zu führen oder von ihren Leuten führen zu lassen. Das Tragen aller übrigen Feuerwaffen war bereits früher einmal untersagt worden. Dasselbe Verbot war außerdem, bei gleicher Strafe auf die sogenannten genuesischen Messer und Waffen ausgedehnt. Diese plötzliche und unerwartete Bekanntmachung gab den vornehmen Spaßvögeln zu allerhand Witzen und Spöttereien Anlaß. Man lachte viel darüber, aber keiner der Spötter hätte seine Scherze so weit getrieben, dem Verbot des Papstes öffentlich Trotz zu bieten. Da trat ein Ereignis ein, welches entschlossene Männer mutlos machte.

Zu der Zeit war in Rom Don Ranuccio Farnese, der einzige Sohn des Herzogs von Parma, angekommen; sein erstes Unternehmen war es, sich dem neuen Pontifex zu Füßen zu werfen. Der junge Prinz wurde von dem Kardinal Farnese, seinem Oheim, dem heiligen Vater vorgestellt und mit der seinem Range und Verdienste gebührenden Achtung empfangen. Der talentvolle junge Mann, welchen man bis jetzt nur als geistreich und unternehmend kannte, sollte Italien einst zeigen, daß er als Krieger der würdige Nachfolger seines Vaters sein werde.

Alle vornehmen Einwohner Roms wetteiferten, den mutmaßlichen Erben eines der prächtigsten Herzogtümer Italiens würdig zu empfangen. Noch am Abend des Tages seiner Ankunft in Rom wurde er vom Fürsten Caesarini, dem Nachkommen einer Familie, die — wie man sagte — ihren Stammbaum bis auf Julius Caesar zurückführte, zu einem kostbaren Gastmahl eingeladen. Als diese Festlichkeit sich dann ihrem Ende näherte und die Heiterkeit der Gäste, welche ermüdet nach alter Weise um den Tisch herumlagen, im Abnehmen war, kam die Rede auf die neueste Verordnung des heiligen Vaters. Mehrere erkühnten sich, sie zu tadeln, und während die Köpfe sich erhitzten, zu behaupten, daß der Urheber derselben vor ihrer Ausführung zurückschrecken würde. Das hieß aber den Papst Sixtus V. schlecht kennen, weil man nur den früheren Kardinal Montalto im Sinne hatte. Der Rausch verleitet schnell zu gefährlichen Ausschreitungen und bei einigen jungen Brauseköpfen handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Ausübung eines öffentlichen Trotzes gegen den Papst und seine Verordnung. Don Ranuccio verhielt sich dabei schweigend und kehrte nach seiner Wohnung im Palast Farnese zurück; für die Besänftigung der vorübergehenden Aufregung seiner Zechgenossen ließ er den Schlaf sorgen. Nachdem er am nächsten Morgen mit seinem Oheim, dem Kardinal, über die Gefahr einer öffentlichen Auflehnung gegen den päpstlichen Befehl Rücksprache genommen hatte, faßte er den Entschluß, obwohl er wirklich eine ernste Gefahr zu befürchten hatte, den tatsächlichen Widerstand zu versuchen. Dabei zog er in Erwägung, daß er — obgleich ein Lehnsmann der Kirche, ein Fürst — doch kein Römer war; daß ferner der Papst sich wohl zweimal bedenken werde, ehe er es wage, seine Hand an ein beinahe gekröntes Haupt zu legen. Don Ranuccio hoffte durch einen kühnen Streich die Aufhebung des neuen, verhaßten Gesetzes zu bewirken.

Mit zwanzig Jahren liebt man die Abenteuer, und es ist kein alltägliches Vergnügen, einen Papst in Verlegenheit zu setzen. Genug, nach zwei Stunden bat Don Ranuccio den Papst um eine Unterredung, welche ihm bewilligt wurde. Nachdem er dem Herkommen gemäß dreimal auf die Knie gefallen und vom Papst emporgehoben worden war, ließ er seine bis zur Mündung geladenen Pistolen in geschickter Weise vor den Füßen des Papstes niederfallen. Solche Vermessenheit ungestraft vorübergehen zu lassen, hieße dem Gesetz unrecht geben, und besser wäre es dann, dasselbe zurückzunehmen. Der Augenblick war entscheidend. Einem Verbrechen gegenüber, für welches außer dem Schuldigen und dem Richter, andere Zeugen nicht vorhanden waren, war indes ein Schwanken immerhin erklärlich gewesen; aber der Papst schwankte nicht. Er klingelte und ließ sofort den Sohn des Herzogs von Parma, welcher durch seine Tat sich selbst zum Tode verurteilt hatte, festnehmen und in das Gefängnis auf die Engelsburg abführen. Ein wirksames Beispiel war notwendig, der Zufall führte eine unvorhergesehene Gelegenheit dazu herbei. Der Krieg konnte zwar am nächsten Tage losbrechen, ein trostloser Vater konnte mit den Waffen in der Hand erscheinen, um das Leben und die Freiheit seines Sohnes zu verlangen. Sixtus V. aber war entschlossen, nur einen Leichnam zurückzugeben.

Die Angelegenheit machte großes Aufsehen. [illegible] glaubte jemand auf der einen Seite an eine so große Frechheit des jungen Tollkopfes, auf der andern an eine solche Charakterfestigkeit des Papstes; man wußte, daß der letztere seinen persönlichen Feinden großmütig verziehen hatte. Die Zechgenossen vom vorigen Abend mußten jetzt die Wahrnehmung machen, daß, wenn der Rausch ein schlechter Ratgeber, der folgende Schlaf ein besserer ist; denn sie waren von ihrem gefährlichen Vorhaben bereits abgekommen. Da Don Ranuccio für die Ausführung seines Planes kein Vertrauten gehabt hatte, so durfte keiner seiner Freunde wegen des Ereignisses sich einen Vorwurf machen. Man denke sich den Schrecken des Kardinals, als er die Folgen des unbesonnenen Unternehmens erfuhr, welches er nicht im entferntesten vermutet hatte. Noch an demselben Morgen hatte er im Gespräch mit seinem Neffen, diesem die wohlbegründete päpstliche Strenge nicht verheimlicht. Im Gegenteil er war so weit gegangen, ihm zu eröffnen, daß der heilige Vater um so unerbittlicher sein dürfte, als er es mit der mächtigsten Partei zu tun haben würde. Seine Eminenz hatte sogar hinzugefügt: Vielleicht würde der heilige Vater ein Haupt zugleich mit einer Krone fallen sehen! Und Seine Eminenz hatte wahr gesprochen.

Don Ranuccio war nach der Engelsburg durch den

finden dürfte, vielmehr mögen in andern Fällen auch — haft, —fähig und andere Abteilungen am Platze sein; im allgemeinen aber scheint die Bildung von Wörtern auf — sam die beste und restlos genügende Lösung der in den Beiwörtern auf — weise vorliegenden sprachlichen Schwierigkeit und Aufgabe zu bieten, und sollte daher in Zukunft in allen Fällen versucht werden, wo der Schreiber sonst zu einer Bildung auf — weise zu greifen sich gezwungen glaubt.

Von dem so gewonnenem Boden aus wäre dann anscheinend noch die Beseitigung mancher anderer Uebelstände möglich, unter denen unsere heutige Sprache zu leiden hat.

Wenn wir z. B. für „offensiv" und „defensiv" die Wörter „angriffsam" und „abwehrsam" geschaffen haben — wie denn im allgemeinen die fremdwörterlichen Bildungen auf — iv am besten ihren deutschen Ersatz durch Wörter auf — sam finden werden — so ist gewiß nicht einzusehen, warum wir nicht ebenso gut wie die Franzosen diese Beiwörter zu Hauptwörtern machen und beispielsweise davon sprechen können, daß dieser oder jener Feldherr sich in der „Angriffsame" oder „Abwehrsame" befinde oder befunden habe; und von hier aus ergeben sich wiederum neue Möglichkeiten, innere Sprachformen zu entwickeln und vorhandene, heute noch unentbehrliche Fremdwörter zu verdrängen, wofür als Beispiel nur die zwar vielleicht noch nicht heute, aber unter der genannten Voraussetzung sicherlich in absehbarer Zeit möglichen Formen „mittelsam" für „zentral und „Mittelsame" für „Zentrale" genannt seien. So scheint die vorgeschlagene Bildungsweise unserer durch mancherlei Einflüsse verkümmerten Sprache nach vielen Richtungen neue Wege und Möglichkeiten zu erschließen, und andern, scheinbar reicheren und überlegeneren Sprachen an ihrem Teil gleichwertiger zu machen; sollten wir daher von diesem Mittel nicht Gebrauch machen?

Toilettenkünste.

Studie von Dr. Karl Kunze.

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit der Bälle und Konzerte, der Gesellschaften und Festmähler rückt bei der Damenwelt jetzt ganz besonders das Interesse für die Toilette und alle Dinge in den Vordergrund, die geeignet sind, die Schönheit der weiblichen Welt zur Geltung zu bringen oder zu erhöhen. Schön wollen die Damen von heute immer sein, schön auch wollten schon die Damen des grauen Altertumes sein, und um diese Schönheit zu erzielen und zu konservieren, wandte man schon im Römerreiche und weit früher Schönheitsmittel an. Besonders waren darin anspruchsvoll die Römerinnen. Was sie alles anwendeten, um ihre Reize zu erhöhen, sei kurz angegeben. Ein Geschichtsschreiber meldet darüber:

Wenn die Römerin am Morgen das Lager verlassen und sich mit Eselsmilch gewaschen hat, wird sie mit einem Pulver aus Bohnenmehl und Myrrhen aus Judäa eingestaubt, sodann mit Schaftalg und endlich mit einer schleimigen Substanz eingerieben, die sich nur im Neste gewisser Seevögel vorfindet. Die Handseife kam aus Gallien, war aus dem Fette junger Ziegenböcke und Buchenasche bereitet und des Wohlgeruches halber mit Zimt und persischen Narden versetzt. Ganz besondere Sorgfalt wurde dem Munde zuteil. Man schabte die Zunge mit einer Stahlfeder und bediente sich gewisser Mundwasser, die mit Rosen- und Safranessenz durchsetzt waren.

Erst nach diesen Vorbereitungen verfügte sich die Dame in das schön gemalte und kostbar eingelegte Badezimmer, um in silberner Wanne ein laues, mit köstlichen Wässern und ätherischen Oelen gemengtes Bad zu nehmen, in dem sie nie über, selten unter einer Stunde verweilte.

Nach dem Bade gab die Römerin ihren Fuß der Kunst jener Personen hin, die der Deutsche Leichdornschneider, der Franzose aber umfassender pédicure nennt, worauf eigens eingeübte Frauen mit feinen Zängelchen jedes die glatte Körperoberfläche verunzierenden Härchen sorglich entfernten.

Dann erst wurde zu einem der wichtigsten Abschnitte der Toilette, zum Kopfputz, geschritten, und dabei häufig eine Gattung wohlriechenden Oeles gebraucht, dessen sich schon Juno bedient haben sollte, als der Duft ihres prachtvollen Haares die ganze olympische Götterversammlung berauschte. Auch eine Bärenfettpomade kam in Gebrauch, deren Erfindung der schönen Kleopatra zugeschrieben wurde. Damals wie jetzt verkaufte man Pomaden, teils um den Haaren das ursprüngliche Aussehen wieder-, teils jede beliebige Färbung neuzugeben.

Meistens wollte man die Haare schwarz gefärbt wissen, und Martial sing von einer derartigen Pomade, daß sie den Schwan zum Raben mache. Die launische Mode verlangt jedoch, was auch in unserer Zeit noch vorkommt, blonden und roten Haarschmuck, und auch dafür wußten die römischen Parfümeurs Rat zu schaffen.

In der Regel bedurfte die römische Dame dreier Dienerinnen zur Herstellung des Kopfputzes. Die erste kämmte das Haar und legte es in Locken; die zweite mußte es parfümieren; die dritte es nach den Gesetzen der eben herrschenden Mode ordnen und darauf bedacht sein, die nötige Harmonie zwischen Haar und Gesicht herzustellen. Hatte die Gebieterin ein ovales, längliches Gesicht, so wurde das Haar von der Stirnmitte aus in zwei gleiche Lagen gesondern und längs der Wangen leicht gewellt. Dem Rundköpfchen paßte ein Haarknoten ober der Stirn, wobei die Ohren ganz freigelassen wurden. Andere ließen das Haar halb aufgelöst bis zu den Schultern herabwallen, oder banden es wie wir es an schönen Statuen der Diana sehen, in reichen Flechten oder fesselten seine üppige Fülle in Netzen aus Golddraht. Wehe der unglücklichen Dienerin, die sich in der Anordnung des Haarschmuckes irgend einen Fehler zuschulden kommen ließ. Der ungeduldigen Hand der Herrin standen lange spitze Nadeln zu Gebote, die sie in die Brust der armen Sklavin bohrte.

Auf Kolorieren und Schminken verstanden sich die Römerinnen ganz vortrefflich und diejenigen, die mit ihrem Teint nicht zufrieden waren, konnten ihm mit leichter Auswahl nachhelfen. Die blaß und schmachtend aussehen wollende Römerin bediente sich der Kreide, muß aber dann vor Regen und Feuchtigkeit sich hüten, oder des Bleiweißes, das jedoch das direkt auffallende Sonnenlicht nicht vertrug, oder sie puderte sich mit Bohnenmehl, das unsere Zeit durch Reismehl ersetzt oder trank, um den roten Farbstoff des Blutes zu vermindern, Kümmelwasser. Allzu bleiche Damen zauberten lebensfrisches Kolorit auf ihre Wangen mittels einer Salbe aus Menning, Karmin und einer Substanz, die der Anstand zu nennen verbietet und die das Krokodil liefern mußte.

Man färbte aber nicht nur die Wangen, sondern auch die Augenlider, Wimpern und Brauen, und bediente sich hierzu nach einer den Asiatinnen abgelernten Sitte des Spießglanzes, später des salzsauren Eisens. Unter die Augenlider wurde ein Pulver eingeblasen, das den Augen lebhaften Glanz verlieh, und mit dem Saft des Tintenfisches schwärzte man die Wimpern und regelte und verlängerte den Bogen der Augenbrauen, zu welcher Operation man sich jedoch auch des Rußes und eines Pulvers aus gerösteten und pulverisierten Ameiseneiern bediente.

Der Gebrauch der Schönpflästerchen war den schönen Römerinnen so gut bekannt, wie den verführerischen Marquisinnen zur Zeit Ludwigs XV. Man bediente sich hierzu einer klebrigen Masse, die in Form kleiner schwarzer Sonnenkörnchen auf der Haut verteilt wurde. Mitunter wurden auch bloß mit Pinsel und Farbe schwarze Punkte aufgetragen.

Gleich den Europäerinnen unserer Zeit verstanden auch die Römerinnen die unschöne Kunst, die Taille in das Marterwerkzeug, genannt Schnürleib, einzupressen. Die römische Toilettenkunst konnte nicht leicht in Verlegenheit gebracht werden.

Die Kleiderwahl gehörte mit zu den wichtigsten Tagesfragen. Woll- und Seidenstoffe wurden abwechselnd benutzt. Für den Morgenanzug empfiehlt Ovid die seegrüne oder himmelblaue Farbe, für Festanzüge die zweimal im Saft der tyrischen Purpurschnecke eingetauchte Tunika. Schöne Füße kleidete man in den Kothurn, dessen Bänder anmutige Verschlingungen bildeten. Der häßliche Fuß barg sich ganz in weißlederne Schuhe. Kleine Personen bedienten sich dicker Sohlen und hoher Absätze, um einige Linien an Höhe zu gewinnen.

Der mit den Schmucksachen getriebene Luxus war grenzenlos. Man trug Ringe an den Fingern und Zehen von den verschiedensten Formen und Größen, Ohrgehänge mit vierfach übereinander angebrachten Tropfen, die wie Schellchen klingelten. Für die Frauen der Weltgebieter konnte nichts zu schön, zu kostbar, zu reich sein. Sich zu schmücken, war Lebensaufgabe der Römerinnen.

Auch spätere Jahrhunderte brachten auf dem Gebiete der Schönheitsmittel große Nachfrage. Namentlich waren immer in der Anwendung dieser Mittel groß und anspruchsvoll die Pariserinnen, die denn auch für die gesamte Damenwelt der Erde vorbildlich wurden. Noch vor einigen Jahrzehnten galten nur Pariser Schönheitsmittel als wertvoll und fein. Alles mußte von Paris kommen, was den Toilettentisch einer modernen Dame zierte. Inzwischen aber bemächtigte sich die Industrie der ganzen Welt der Fortschritte der Chemie und streute ihre Produkte aus, die nach und nach die Pariser Erzeugnisse verdrängten oder doch neben ihnen auf den Markt kamen und rasch beliebt wurden. Die Frage der täglich in Gebrauch kommenden Schönheitsmittel hat sich beinahe zur Höhe einer sozialen Frage emporgeschwungen. Unsere Zeit, die den großen Problemen der Diätetik große Aufmerksamkeit zuwendet, ist für Erörterung solcher Fragen ganz besonders geeignet.

Die meisten Frauen — man wird nur wenige Ausnahmen finden, — sind den künstlichen Wohlgerüchen sehr zugetan, eine Neigung, die sich fast zu jeder Zeit auch bei Männern gefunden hat. Sulla umgab sich mit aromatischen Düften; Pompeius ließ immer mit Ambra räuchern; Markus Antonius wollte noch im Sterben mit Rosen bedeckt sein; Karl der Große ließ die Wände in seinem Palaste mit wohlriechenden Wassern besprengen und Napoleon I. goß über Hals und Schultern täglich einen ganzen Flacon von Kölnisch-Wasser aus. Demnach mag immerhin die Damenwelt sich des Parfüms bedienen, wenn sie nur keinen Mißbrauch damit treibt und sich z. B. vor Odeur aus bitteren Mandeln in Acht nimmt, deren wirksamer Stoff das furchtbarste aller Gifte, die Blausäure, ist.

Uebermäßiger Gebrauch der Wohlgerüche stumpft die Nerven ab, namentlich sind es die Essenzen der Rose, der Lilie, des Jasmins und der Tuberose, deren längere Anwendung so schädliche Wirkung übt, während das Aroma des Lavendels, des Thymians, der Minze und der Reseda belebende und restaurierende Kräfte besitzt. Wer also auf Wohlgerüche Wert legt, möge die letzteren wählen.

Das unerläßlichste Schönheitsmittel, das durch nichts ersetzt werden kann, ist die Seife. Sie löst jene Substanzen auf, die bloßes Wasser nicht aufzulösen vermag und ist ein durch Wohlfeilheit allen Leuten zugänglicher Stoff. Gerade Seife wird aber vielfach in einer Weise gefälscht, der die Gesundheit zum Opfer fällt. So verdanken z. B. viele rosafarbenen Seifen ihre Färbung häufig dem Zusatz von Mercurialsalzen.

Viele Damen pflegen ihren Bädern Essenzen beizumischen, welche höchst schädliche Substanzen enthalten, d. h. mit Giften gesättigt, deren fortgesetzter Gebrauch furchtbare Verheerungen im Organismus hervorruft. Die zur Pflege der Zähne und des Mundes bestimmten Elixiere erweisen sich häufig als nicht minder gefährliche Kombinationen. In vielen Fällen enthalten sie gewisse Säuren, die den Zähnen zwar blendende Weiße verleihen, diesen Erfolg aber nur auf Kosten des schützenden Emaills erzielen. Jedes Zahnwasser oder Zahnpulver, sowie Zahnpasta, die nicht alkalinisch oder wenigstens ganz säurefrei sind, bergen den Keim der Zerstörung in sich.

Reispuder ist ein vielgebrauchtes und an sich ganz unschädliches Mittel. Leider ist Reismehl nicht nur nicht der ausschließliche, sondern gar oft ein nur karg in dem gefälschten Gemenge vertretener Artikel, der, als Reismehl verkauft, aus Stärkemehl, Kalk, kohlensaurem Kalk und Magnesia besteht. Soweit würde es sich jedoch noch immer nicht um eine gesundheitsgefährliche Mischung handeln. Diesen Charakter nimmt das Kosmetikum erst dann an, wenn ihm, wie dies nur häufig der Fall ist, Bleiweiß, diese mörderische Basis der meisten weißen Schminken, beigesetzt wird.

Blei wird nun ungemein schnell durch die Haut in das Blut eingeführt und wirkt dann als langsames, aber sicheres und in seinen Folgen höchst verderbliches, mitunter auch sehr komische Effekte erzielendes Gift. So begegnete es einer russischen Gräfin, daß sie auf einem der letzten glänzenden Bälle im Pariser Hotel de Ville mit Schrecken plötzlich bemerkte, wie ihr früherer schwanenweiß gewesener Hals und die wie Alabaster schimmernden Schultern und das mit der Weiße der Lilie prangende Antlitz sich plötzlich mit der Schwärze des Ebenholzes färbten. Die Arme hatte sich zur Erzielung des Alabasterteints eines jener berühmten Waschwasser bedient, deren Hauptbestandteil Blei ist. Während der Fahrt von ihrem Hause bis zum Hotel de Ville war sie durch eine Gasse gekommen, in der eben eine jener in der Regel nur zur Nachtzeit durchgeführte Operationen stattfand, bei denen sich aus Senkgruben und Kanälen Schwefelwasserstoffgas entwickelt; das Gas hatte sich nun mit dem der Haut noch anhängenden Blei kombiniert und so die Umwandlung der Europäerin in eine Negerin herbeigeführt. In Schwefelthermen sind ähnliche Erscheinungen häufig beobachtet worden.

Schönheitsmittel werden verwendet werden, so lange es Damen gibt, die stolz auf ihre Schönheit sind und sie erhalten wollen, und solange es solche gibt, die immer schöner werden wollen. Gut, man gebrauche die Mittel, sofern sie nicht in ihrer Zusammensetzung dem Körper schaden. Sie wirken dann in manchen Fällen sicher — wenn auch nur durch die Einbildung, die ja viel tut. Immer aber wähle man nur solche Fabrikate, die garantiert rein sind. Deren gibt es ja sehr viele.

Die drahtlose Telegraphie in und mit den Kolonien.*)

Die drahtlose Telegraphie in den Kolonien begegnet, soweit es sich um Gegenden mit tropischem Klima handelt, mannigfaltigen Schwierigkeiten. Hauptsächlich zwei Umstände hemmten bisher die Einführung dieser gerade für die Kolonien außerordentlich zweckmäßigen Nachrichtenübermittlung. Einmal die starken elektrischen Störungen, unter welchen die Empfangsstationen zu leiden haben, und zweitens die fehlende Signalstärke beim Telegraphieren am Tage im Gegensatz zu der großen Stärke der Signale bei Nacht.

Die ersten drahtlosen Versuche in tropischen Ländern haben in dieser Hinsicht ziemlich stark enttäuscht, und es sind mehrere Jahre vergangen, bis man es wagte, mit verbesserten Mitteln aufs neue vorzugehen. In letzter Zeit ist es gelungen, den größten Teil dieser Schwierigkeiten erfolgreich zu überwinden.

Die Funkensender mit hoher sekundlicher Funkenzahl sind heute so vervollkommnet, daß sie Impulse von großer Regelmäßigkeit aussenden und dadurch eine akustische Wirkung im Fernhörer erzielen können, die man als musikalisch reinen Ton bezeichnen kann. Es handelt sich hierbei um die Erfindung des neuen Telefunkensystems „tönende Löschfunken".

In den Tropen sind Gewitterbildungen und Gewitterentladungen zu gewissen Jahreszeiten wohl täglich vorhanden. Diese atmosphärischen Störungen haben bei den früheren Anlagen dazu gezwungen, den Betrieb auf wenige störungsfreiere Tages- oder Nachtstunden zu beschränken. Der musikalische Ton der übertragenen Signale hat hier einen außerordentlichen Fortschritt gebracht. Das menschliche Gehirn besitzt die Eigenschaft, solche Töne aus zischenden und brodelnden Nebengeräuschen im Fernhörer leicht herauszuhören.

Die zweite Schwierigkeit in der drahtlosen Installation der tropischen Gegenden besteht in der Schwächung der Signale bei Tage. Marconi hat als erster diese höchst unangenehme Eigenart der drahtlosen Telegraphie festgestellt. Er beobachtete, daß die gleichen Stationen, z. B. auf Schiffen bei Nacht, d. h. bei Dunkelheit, viel größere Reichweiten erreichen als am Tage bei Helligkeit. Diese Erscheinung tritt um so stärker auf, je größer die Entfernung ist; ferner in geringerem Maße beim Verkehr über freie See als bei Anlagen auf dem Lande. Insbesondere ist der Unterschied dann groß, wenn in dem Zwischenraum zwischen den Stationen größere Hindernisse, wie schneebedecktes Gebirge oder dichter Tropenwald, sich befinden. Schon bei Aufgehen des Mondes tritt eine Schwächung der Signale ein, und diese wird um so stärker, je größer die Helligkeit ist.

Bei der außerordentlichen Helligkeit der Tropensonne erreicht die Schwächung um die Mittagszeit einen außerordentlich hohen Grad. Marconi war auch der erste, welcher dieser Schwächung durch ein wirksames Mittel begegnete. Dieses Mittel ist die Benutzung von viel größeren elektrischen Wellenlängen, als sie früher in der drahtlosen Telegraphie üblich waren, und auch größer, als sie beim Verkehr bei Nacht oder über freies Wasser vorteilhaft ist. Mit diesen langen Wellen wird bei Nacht eine geringere Lautstärke erzielt als mit kurzen Wellen. Bei Tage dagegen versagen die kurzen Wellen vollkommen.

Was die Telegraphie mit den Kolonien anbelangt, so sind auch hier zwei Hauptschwierigkeiten zu überwinden. Einmal die sehr große Entfernung, in unserem Falle etwa 5500 Kilometer, und zweitens die erwähnten starken Störungen des Empfängers durch elektrische Gewitterentladungen.

Heute bereits besteht zwischen zwei Stationen in Irland und Kanada über eine Entfernung von mehr als 3100 Kilometer in durchaus betriebssicherer Weise ein dauernder Verkehr bei Tag und Nacht. Die Bedingung für die Verdoppelung dieser Entfernung wäre Anwendung der vierfachen Energie bei größerer Wellenlänge. Die Schwierigkeit dieser Anwendung liegt aber in der Antennenfrage. Sehr große Sendestationen erfordern nicht allein sehr große Erzeugereinrichtungen, sondern vor allem sehr hohe und dabei sehr ausgedehnte leitende Flächen als Antennen. Außer der Marconi-Gesellschaft ist wohl die Deutsche Telefunken-Gesellschaft bis heute die einzige der Erde, welche praktische Erfahrungen auf dem Gebiete der Groß-Stationen gesammelt hat.

Die Schwingungsenergie der bekannten Versuchsstation Nauen soll jetzt vervierfacht werden, d. h. auf 100 KW Antennen-Energie gebracht werden. Der bisher 100 Meter hohe Turm wird auf 200 Meter erhöht. Die Schwingungs-Energie wird nach dem System der tönenden Löschfunken erzeugt werden. Die gleiche Energiemenge soll versuchsweise in Form kontinuierlicher Schwingungen durch eine Hochfrequenzmaschine erzeugt werden, woraus sich auch für die Kolonien Schlüsse ergeben werden.

Nauen wird nach dem Umbau die energiestärkste Station der Erde sein und mit den beiden modernsten und aussichtsreichsten Energieformen arbeiten. Man wird von ihr ganz besondere Entfernungsleistungen erwarten können, insbesondere eine Reichweite bis zu den afrikanischen Kolonien.

Bisher haben zur Untersuchung der Frage, ob und mit welchen Mitteln eine Verbindung zwischen Deutschland und den Kolonien hergestellt werden kann, nur kleinere Vorversuche stattgefunden, die man aber mit Rücksicht auf ihre außerordentlich wichtigen Ergebnisse durchaus nicht mit einer Handbewegung kurz abtun darf. Es sind Entfernungsversuche vorgenommen zwischen der Station Nauen und den Woermann-Dampfern. Außerdem sind mit einer kleinen Landantenne in Kamerun umfangreiche Beobachtungen der atmosphärischen Verhältnisse, soweit sie auf die Funkentelegraphie Einfluß haben können, angestellt.

Nauen hat bereits mit der kleinen Energie von 25 KW in der Antenne in der Richtung nach Westafrika etwa 4600 Kilometer Reichweite erzielt, und man kann auf Grund der bisher angestellten Vorversuche mit ziemlicher Sicherheit angeben, mit welcher Energie die korrespondierenden Stationen Deutschland—Togo oder —Kamerun ausgerüstet werden müssen, wenn überhaupt ein Erfolg erzielt werden soll. Auch über die Form der Empfangsantenne, über das Vorkommen, Art und Stärke der atmosphärischen Störungen liegen jetzt gute Erfahrungen vor.

Eine absolute Sicherheit für eine Verbindung Deutschland—Kamerun besteht allerdings wegen spezifischer örtlicher Verhältnisse auch noch nicht, während jedoch die Gewißheit vorhanden ist, daß eine Verbindung Deutschland—Togo mit den heutigen Mitteln der Technik durchführbar ist und auch in absehbarer Zeit durchgeführt werden wird.

Bekanntlich hat die Reichsregierung mit der Anlage von Stationen in den Kolonien bereits begonnen. Seit Anfang dieses Jahres sind die Stationen Muansa und Bukoba am Victoria-Nyansa-See in Arbeit, und zurzeit werden Stationen nach dem System tönender Funken in Duala, Swakopmund und Lüderitzbucht aufgestellt.

Die Station Muansa soll eventuell später eine Art Zentralstation im Innern Ostafrikas sein und mit mehreren anderen noch nicht festgelegten Punkten in Verkehr treten. Aus diesem Grunde ist sie wesentlich größer als Bukoba gebaut, und es hat sich herausgestellt, daß sie bis zur Küste reicht. Die Station Duala ist so groß gewählt, daß sie mit einer gleichartigen Station in Togo betriebssicher verkehren könnte. Gleichzeitig wird sie den Verkehr mit einer von der spanischen Regierung in Fernando Poo projektierten Station ausüben können.

Swakopmund und Lüderitzbucht sollen miteinander und mit vorüberfahrenden Schiffen korrespondieren. Die Fertigstellung dieser drei im Bau befindlichen Stationen erfolgt noch in diesem Etatsjahr.

Kurz erwähnt sei noch das Südseeprojekt, von dem bekannt ist, daß die der deutschen Südsee-Phosphat-Gesellschaft gehörige kleine Telefunken-Station in Yap so vergrößert ist, daß sie mit Rabaul verkehren kann, und daß in Erwägung gezogen ist, auch in Nauru und in Samoa Stationen aufzustellen, die alle miteinander in Verbindung treten und an das deutsch-niederländische Kabel angeschlossen werden sollen.

Nachdem die Reichsregierung nun einmal an die Durchführung größerer funkentelegraphischer Projekte herangegangen ist, wird ein umfangreiches deutsches Weltnetz nicht lange auf sich warten lassen. Immerhin haben wir hier mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen als z. B. England, dessen Lage und weitverzweigte Kolonien die Durchführung sehr erleichtern. Inzwischen ist jedoch seitens der englischen Regierung nach dieser Richtung bisher noch gar nichts geschehen, sondern es ist neuerdings lediglich ein allerdings sehr großzügiger Plan aufgestellt worden, der bezweckt, die ganze Welt mit einem unter englischer Regierungskontrolle stehenden drahtlosen Netz zu umspannen. Dieser Plan sieht einen östlichen und einen westlichen Strang vor.

Der östliche soll aus folgenden Großstationen bestehen: Poldu (fertig am Kap Lizwar in Cornwall, Südwestengland), Gibraltar (fertig, soll vergrößert werden), Cypern, Aden, Bombay, Singapore und ein noch zu bestimmender Punkt an der N.-W.-Küste Australiens.

Der westliche soll gebildet werden aus: Clifden (fertig an der Westküste Irlands), Glace Bay (fertig, Cap Breton Insel Nova Scotia Kanada), Winnepeg, Vancouver (möglicherweise zwei andere kanadische Plätze), Inseln im Stillen Ozean (noch unbestimmt), Ostküste Australiens.

Grundsätzlich sollen die Stationen auf englischem Gebiet oder auf englischem Kolonialbesitz liegen. Es wird ausdrücklich gefordert, daß sie für die Ueberbrückung des Stillen Ozeans günstig liegenden Besitzungen der Vereinigten Staaten vermieden werden. Der Begriff der sogenannten „all red line" soll also unbedingt durchgeführt werden.

Die Stationen, zu deren Bau und Einrichtung Marconi eine staatliche Beihilfe von 200 000 ℳ pro Jahr und Station erhält, werden, sobald fertig, unter die Kontrolle des Postmasters General gestellt.

Marconi selbst plant, vorläufig unabhängig von der englischen Regierung, sein System von Großstationen noch durch Zweigstränge weiter auszubilden. Ein solcher Nebenstrang ist zunächst die italienische Linie: Coltano (Pisa), Massaua (fertig; Eritrea), Mogadischu (fertig; Italienisch-Somaliland). Als weiterer Nebenstrang wird eine portugiesische Linie geplant: Lissabon, Cap Verde, Loanda, ein Platz an der portugiesischen Küste von Ostafrika, eine der englischen Inselgruppen im Indischen Ozean, Goa. Diese portugiesische Linie soll an das englische System in Europa angeschlossen werden, ebenso wie Kapstadt mit den Plätzen des afrikanischen Kontinents verbunden werden soll.

*) Bei der Herbsttagung der Technischen Kommission des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees machten die Direktoren der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie (Telefunken) Graf v. Arco und H. Bredow-Berlin über die drahtlose Telegraphie in und mit den Kolonien interessante Mitteilungen, denen die vorstehenden Ausführungen entnommen sind.

Vermischtes.

⊙ **Der Internationale Postgiroverkehr** des Reichs-Postgebiets mit Oesterreich, Ungarn, der Schweiz und Belgien weist für das Kalenderjahr 1911 einen von den Postscheckämtern abgewickelten Gesamtumsatz von 58,6 Millionen Mark auf. Davon entfallen auf den Verkehr in der Richtung aus dem Reichspostgebiet nach Oesterreich 8,1 Millionen, nach Ungarn 0,9, nach der Schweiz 1, 5 und nach Belgien 0,8 Millionen Mark. Nach dem Reichspostgebiet wurden dagegen bargeldlos überwiesen aus Oesterreich 25,9 Millionen, aus Ungarn 15,2, aus der Schweiz 5,6 und aus Belgien 0,4 Millionen Mark. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Belgien an diesem Verkehr erst seit Ende 1910 teilnimmt.

Kreuzer „Emden" im Taifun. Ueber einen Taifun, den der Kreuzer „Emden" auf der Reede von Jokohama zu bestehen hatte, liegt jetzt ein Bericht des Kommandanten, des inzwischen aus Ostasien heimgekehrten Kapitäns zur See Vollerthun, vor. Nach diesem erreichte in der Taifunnacht der Sturm die Stärke 12. Der niedrigste beobachtete Barometerstand betrug 729,2 Millimeter. Von dem Kreuzer wurden im inneren Hafen von Jokohama mehrfach Raketen, Blaufeuersignale und treibende Schiffe beobachtet. Die elektrische Hafenbeleuchtung ging bis auf die beiden Hafenfeuer aus. Von dem „Emden" wurden die vorschriftsmäßigen Ankerlaternen geführt; an Bord war der Kreuzer durch Sternlampen reichlich beleuchtet. Nach Mitternacht wurden an Backbord querab von dem Kreuzer in einer Regenböe Lichter gesehen, die schnell näher kamen. Kurz darauf rannte der japanische Dampfer „Keukon Maru" den „Emden" an Backbord vorn, schlug dann an Backbord längsseit und zwängte sich am Bug des „Emden" vorbei. Zur Vermeidung schwerer Schäden ging der Kreuzer ohne Rücksicht auf das Ankergeschirr, mit der Maschine halbe Fahrt zurück. Nach dem Zusammenstoß kam der Kreuzer ins Treiben. Der Kommandant versuchte, sich mit den Maschinen auf der Stelle zu halten; aber die Unmöglichkeit des Unternehmens wurde bald klar. Der Kreuzer trieb schnell auf die nördlich der inneren Hafeneinfahrt liegenden Bänke zu. Infolge eines Ankermanövers aber war es dem Kommando des Kreuzers möglich, die hohe See zu gewinnen und in den Golf von Tokio zu dampfen. Die erlittene Beschädigung reparierte der „Emden" auf der Werft in Tsingtau.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Hauptredakteur Theodor Warnecke, für den Anzeigen- und Reklameteil: Nicola Foegen, beide in Münster.

Gang geführt worden, welchen Alexander VI. zur Verbindung der Festung mit dem Vatikan hatte herstellen lassen. Es war also bis dahin ein allgemeines Aufsehen vermieden und etwas Bestimmtes noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Der Kardinal begab sich in den päpstlichen Palast; zwei Stunden zu leben habe. Dieser lachte dem erstaunten Gouverneur ins Gesicht. Zu viele Gründe sprachen zu seinen Gunsten, als daß er, der Erbgroßherzog von Parma, sein Leben ernstlich für bedroht halten konnte. Indes veranlaßte ihn das Schauspiel, welches vor seinen Augen stattfand, doch zum Nachdenken. Ausden Fenstern seines Gefängnisses sah er verwundert den bitteren Ernst der soeben vernommenen Worte; denn ein schwarzangestrichenes Schaffot mit Richtblock und Beil wurde aufgebaut. Jetzt schien ihm die Sache keineswegs lächerlich, und beim Eintritt des Scharfrichters, welcher nach seinen letzten Wünschen fragte, und eines Priesters der Barmherzigen Brüder, welcher seine letzte Beichte hören und ihm die heilige Kommunion reichen wollte, verwandelte sich sein Erstaunen in Schrecken.

Der Kardinal Farnese aber gab die Sache noch nicht verloren. Da sein Freund, der Graf Olivares, Gesandter des Königs Philipp II. von Spanien, mit seinen Bitten nicht glücklicher gewesen war, als er selbst, so beschlossen beide, durch List zu erlangen, was ihren Tränen verweigert worden. Sie hatten noch zwei Stunden Zeit zum klugen Handeln.

„Nur noch ein Mittel bleibt uns übrig!" rief der Kardinal, „es gilt, die Schlagwerke aller Turmuhren in Rom zurückzustellen, fast unmöglich, aber um so besser, wenn es gelingt. Was Euch betrifft, lieber Graf, so wollet es Euch nur angelegen sein lassen, den Gouverneur Angeli zu unterhalten."

Seine Eminenz war gefürchtet; alle Angelegenheiten bezüglich der öffentlichen Uhren in Rom gehörten zu seinen Amtsgeschäften. Zur bestimmten Zeit unterbrachen die Uhren wie durch einen Zauber ihren lautschallenden Gang, um nur einen geräuschlosen Lauf fortzusetzen. Außerdem waren noch die zwei Turmuhren auf der Peterskirche und auf der Engelsburg um zwanzig Minuten zurückgestellt. Die Nähe derselben erforderte diese Vorsicht. Von den betreffenden Beamten, denen das Geheimnis anvertraut und anempfohlen war, ließ keiner etwas davon merken; sie wollten dem gefürchteten, mächtigen Kardinal gern einen Dienst leisten. Unterdessen ging Graf Olivares zu dem Gouverneur der Festung. Ein Blick auf die Turmuhr überzeugte ihn, daß sie richtig, das heißt unrichtig ging. Die Hoffnung milderte seinen Schmerz, weshalb sein Gesicht ruhigen Ernst zeigte.

Der kleine Platz des Schloßhofes füllte sich bereits mit bewaffneten Soldaten und Mönchen, welche den erhabenen Hymnus Dies irae, dies irae sangen. Nichts fehlte mehr als das Opfer, und dieses sollte unter allen Umständen entrückt werden.

Als der Graf bei Angeli eintrat, hörte er, wie der letztere seine Anordnungen traf. Dann begann eine tragikomische Szene. Der Gesandte des spanischen Königs, zugleich der Vertraute des Kardinals, welcher nur Zeit zu gewinnen suchte, war in einem unaufhörlichen Redefluß, obgleich der Gouverneur kaum auf seine Worte hören wollte.

„Die Befehle, welche ich erhalten habe, sind klar und ganz bestimmt," sagte Angeli, „mit dem Glockenschlage elf wird alles vollzogen werden."

„Der Papst kann aber seinen Entschluß ändern," erwiderte Olivares, „sein eigenes Interesse und die Menschlichkeit fordern es von ihm."

Ohne darauf zu antworten, ging der pflichttreue Gouverneur von dem Fenster zur Türe seines Kabinetts und hatte nur noch Ohr für seine Turmuhr. Er rief, ein Soldat erschien. „Ist alles bereit?" Alles war in Ordnung, nur die bestimmte Stunde ließ auf sich warten, und wie der Gouverneur so warteten auch diejenigen, welche die Hinrichtung vollziehen sollten, auf dieselbe.

„Es ist sonderbar," murmelte der Gouverneur, „ich hätte geglaubt —"

„Wenigstens," fiel ihm der Graf ins Wort, „wenn Ihr nichts verzögern wollt, beschleunigt auch nichts. Eine zu große Pünktlichkeit könnte für Euch verderblich werden."

Der Gouverneur Angeli ging wieder von der Türe an das Fenster und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Turmuhr, welche noch immer im Schweigen verharrte. Unterdessen berechnete Olivares alle günstigen Umstände, welche dem Kardinal Farnese für das Gelingen seines Planes noch etwa zu Hilfe kommen konnten. Die verhängnisvolle Stunde — wenngleich verzögert — rückte doch immer näher. Während der Gouverneur noch zögerte, hinunter zu gehen, empfing er eine Meldung. Niedergeschlagen begleitete der Graf ihn zum Richtplatz. Noch zehn Minuten und es ist um Don Ranuccio geschehen!

Der Kardinal war zum Papste gegangen.

Als Sixtus V. ihn erblickte, zog er eine kleine Uhr, die er stets bei sich trug, aus der Brusttasche. Richtig, Don Ranuccio mußte jetzt enthauptet sein, wenigstens nach der Uhr des Papstes.

„Was wünschest du von mir?" fragte der heilige Vater.

„Den Körper meines Neffen," antwortete der Kardinal, „um ihn nach Parma zu schicken, damit der Unglückliche in der Gruft seiner Vorfahren ruhen möge."

„Ist er wie ein Christ gestorben?" fragte der Papst.

„Er hat wie ein Heiliger bereut," murmelte der Kardinal, und die Angst entlockte ihm Tränen, welche seiner List zu statten kamen.

Alsdann schrieb Sixtus V. auf ein Blatt Papier folgende Worte:

„Befehl an unseren Gouverneur der Engelsburg. Der Körper des Don Ranuccio Farnese ist sofort Seiner Eminenz dem Kardinal Farnese auszuhändigen."

Dieses mit Unterschrift und päpstlichem Wappen versehenes Schriftstück übergab er dem Kardinal, welcher hinwegeilte, um es dem Gouverneur zu überbringen.

Sobald er damit, von Freude und Furcht erregt, an der Türe des Palastes angelangt war, schwang er sich auf sein Maultier, schickte den Stallknecht nach Hause und eilte ganz allein nach der Engelsburg. Die Tore derselben waren verschlossen. In der Umgegend herrschte die tiefste Stille. Nur in kurzen Pausen wurden einzelne von dem Winde weiter getragene Worte und Töne des Psalmes De profundis vernehmlich. Konnte Ranuccio sie noch hören? Auf den Ruf der Schildwache wurde endlich die Zugbrücke heruntergelassen und der Kardinal befand sich auf der Schwelle, die er zitternd überschritt. War es schon zu spät? War seine Kriegslist gelungen? War das Geheimnis bewahrt worden? Ein Blick konnte ihm darüber Aufschluß geben; aber er wagte es nicht die Augen zu erheben. Endlich ermannte er sich dazu: sein Neffe lebte noch. Mit entblößtem Halse und gefesselten Händen zwischen einem Mönch und dem Scharfrichter vor dem Block knieend, betete er noch zu Gott, zu welchem seine Seele fast ebenso schnell wie sein Gebet emporsteigen sollte. Plötzlich verstummten die Gesänge; von der Angst getrieben eilte der Kardinal auf den Gouverneur zu. Seine Lippen vermochten jetzt keine Lüge auszusprechen, aber die flehentliche Bitte lag in seinem Gesicht und seinen Geberden.

Das ist seine Begnadigung!" rief Olivares, indem er auf Ranuccio hinwies.

Die Soldaten jubelten; der Scharfrichter entfesselte bereits die Hände des reuevollen, jetzt fast bewußtlosen jungen Mannes; aber ein Zeichen von Angeli befahl ihm damit einzuhalten." Als der Gouverneur den päpstlichen Befehl gelesen hatte und ihn nochmals las, waren ihm die Ausdrücke desselben schwer verständlich.

„Den Körper des Don Ranuccio!" wiederholte er, „der Name des Verurteilten hätte genügt —"

„Was habt Ihr für Bedenken?" unterbrach ihn der Kardinal in diesem Augenblick noch blasser als sein Neffe.

„Lest!" entgegnete Angeli, indem er Seiner Eminenz das Blatt hinhielt.

„Ist es nur das?" erwiderte dieser, indem er sich zu einem Lächeln zwang und mit dem Finger auf die Turmuhr wies. „Seht nach der Uhr! Es fehlen noch fünf Minuten an der für die Hinrichtung bestimmten Zeit, und ich habe diesen Begnadigungsbefehl seit fünfzehn Minuten."

Der Gouverneur verneigte sich; diese Beweisführung war überzeugend. Don Ranuccio wurde seinen Rettern übergeben. Vor der Engelsburg wartete ein mit vier kräftigen Pferden bespannter Wagen. Wenige Augenblicke später fuhren der Kardinal und der junge Prinz auf der Straße nach Parma schnell davon. In Rom aber erklangen die Turmuhren wieder hell und schienen sich zu freuen, daß sie durch ihr Schweigen die Sache ihres Großmeisters zum Siege geführt hatten.

Der Gouverneur wunderte sich nicht wenig über den raschen Lauf der Zeit seit der Entfernung seines Gefangenen. Die erste Stunde kam ihm in der Tat ebenso kurz vor, als die vorhergegangene ihm lang geschienen hatte. Diese auf dem einfachen System der Uhrenstellung beruhende, merkwürdige Erscheinung schrieb er der vollkommenen Ruhe seines Gewissens zu. Angeli war, wie er bewiesen hatte, ein Ehrenmann und die am folgenden Tage entdeckte Täuschung, durch welche Ranuccio's Leben gerettet wurde, verursachte ihm keine geringere Freude, als eine wirkliche Begnadigung.

Am nächsten Morgen brachte der spanische Gesandte dem Papste zuerst seine Glückwünsche für die am vorigen Tage gewährte Begnadigung dar. Olivares war ein echter Diplomat, er spielte seine Rolle ausgezeichnet. Indem er sich für einen von seinem frommen Mitschuldigen Getäuschten ausgab, täuschte er alle Leute und daran tat er gut; denn sein Herr, Philipp II. pflegte nicht zu spaßen, besonders nicht in Angelegenheiten des heiligen Stuhles, und dann waren auch in Madrid die Turmuhren weniger gefällig als in Rom. Der Papst, welcher den unglücklichen Angeli, dessen ganzes Vergehen darin bestand, keine Uhr zu haben, seines Amtes entsetzte und einige Wochen in seiner Wohnung gefangen hielt, blieb der einzige, der bei diesem Abenteuer nicht lachte; aber er zürnte auch nicht. Den schlauen Streich des Kardinals fand er vortrefflich, nachdem er die näheren Umstände darüber erfahren hatte. Er wiederholte den Spruch Salomons (Kapitel 16, Vers 20) „Wer geschickt ist zu einer Sache, wird Glück finden".*) Wie man sagte, bedauerte er, daß er nicht selbst dem Kardinal Glück wünschen konnte. Dieser listige alte Herr trug aber wenig Verlangen nach dem Lobe des Papstes, sondern er war klug genug, seine Rückkehr nach Rom aufzuschieben.

So endigte das hier erzählte Ereignis, worüber die Dokumente im Vatikan aufbewahrt werden.

*) Nach dem Lateinischen: „Wer klug ist im Reden, der wird Glück finden." Quellennachweis: „Annales Romaines" par M. Lemoine. Paris 1701. „Biographie Universelle." Bruxelles che H. Ode. 1845.

STOLLWERCK-FABRIKEN

in CÖLN-BERLIN-WIEN
PRESSBURG-LONDON
STAMFORD/NEW-YORK

versandten im October
und November 1911
wöchentlich
59 Doppel-Waggons.
Ueber 5600
Beschäftigte

Durch Qualität
zum Erfolg

Moderne Cölner Eilzuglokomotiven (Humboldt, Kalk) mit ihrer süssen Last.